~~Ph. Mor.~~ 1766. 6.
~~Philos. moral.~~
Ph. Pr. 792.
Fiche
Macchiavell

Philos. Ethicae Instit. 2330.

R

Der neue Machiavell.

Eine praktische Moral für die Ungläubigen.

Essendo l'intento mio, scrivere cosa utile a chi l'intende, mi è parso più conveniente, andar dietro alla verità effettuale della cosa, che all' immaginazione di essa.

MACCHIAVELLI PRINC. XV.

Hamburg 1804,
bey B. G. Hoffmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Wir besitzen einen Reichthum von moralischen Compendien nach allen Systemen, auch fehlt es an weitläuftigen Werken nicht, die eine Moral in Beyspielen aufstellen. Ein Schriftsteller hingegen, der mit Wärme und Leben, möglichst gedrängt, aber doch vollständig, die Vorschriften der Sittenlehre gebildeten Lesern an das Herz legte, ist seit Gellerts Zeiten unter uns nicht wieder aufgestanden. Der Verfasser des gegenwärtigen Versuchs fühlte einen Beruf in sich, diese Lücke auszufüllen, und das Bewußt-

seyn des edelsten Zwecks und der innigsten Liebe zur Sache giebt ihm das Vertrauen ein, seine Arbeit werde von manchem Freunde praktischer Lebensweisheit mit Beyfall aufgenommen werden, und besonders Lehrern und Erziehern von mannigfaltigem Nutzen seyn.

Aber es wird auch an solchen nicht fehlen, die dies Buch als den frechsten Verrath an den heiligsten und göttlichsten Wahrheiten verschreien, und gar nicht begreifen werden, wie man bey solchen Grundsätzen, als dasselbe enthält, noch von Sittlichkeit sprechen könne. Dies werden eben dieselben seyn, die jetzt so bittere Klage über den tiefen Religionsverfall führen, und die von dem Zunehmen dieses Verfalls das Aergste für die Sittlichkeit der Menschen fürchten, ungeachtet eine nur mittelmäßige Bekanntschaft mit der Geschichte und Völkerkunde sie überzeugen müßte, daß nie mehr Sittlichkeit auf der

Erde geherrscht habe, als jetzt, und daß die Unsittlichkeit heutzutage in denjenigen Ländern am größten sey, in denen die Religion noch ihre stärkste Gewalt ausübt.

Große Gemüther haben sich zu allen Zeiten im engsten Zusammenhange mit dem Urquell und der Summe alles Seyns gedacht und gefühlt, und die Religion, die auf diesem erhabenen Gefühl beruht, ist unstreitig ewig, wie die Gottheit selbst. Solche Gemüther müssen eine Moral, wie die hier aufgestellte, verachten. Aber zu allen Zeiten hat man auch einen Unterschied gemacht zwischen Kindern des Lichts und Kindern dieser Welt, von jeher hat man die Zahl der erstern nur sehr klein angenommen, und der größte Lehrer der Religion warnte schon seine Jünger, das Heiligthum nicht den Hunden zu geben, und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Wenn demnach von einer Religion für den

großen Haufen die Rede ist, so hat man sich darunter durchaus nicht jenes erhabene Gefühl zu denken, sondern vielmehr einen Wust von dunkeln Begriffen, die sich Jahrhunderte lang vom Vater auf den Sohn vererbt haben, und die der Geist der Aufklärung von Jahr zu Jahr unsichrer macht, und endlich ganz verwischen wird.

Den Verfall dieser Religion zu beklagen würde sich der Verfasser dieses Buches nur dann erst berechtigt glauben, wenn er das alte Geschwätz, daß damit auch der Verfall der Moralität verbunden sey, für gegründet erkennen müßte. Allein er sieht Gottlob die Moralität auf eine viel festere Basis gegründet, als jenes morsche Gestein war, das sie so lange getragen hat, und ruhig wird er jene verwitterten Säulen völlig einstürzen sehen, ohne auch nur wegen eines Menschen sittlicher Beschädigung in Sorgen zu seyn.

Welches diese festere Basis sey? Darüber mag dies Buch die nähere Auskunft geben. Wenn die Verächter alles Glaubens aus demselben lernten, daß man ihnen alles das, was auf bloßem Glauben beruht, willig Preis geben könne, ohne dem Sittengesetze das Geringste von seiner verpflichtenden Kraft zu entziehen; wenn im Gegentheil die Verfechter des Idealismus sich daraus überzeugten, daß auch die nach ihrer Meinung so krasse materialistische Ansicht des Menschenlebens, mit der gehörigen Consequenz verfolgt, wenigstens eben so beruhigende Resultate gebe, und eben so gute moralische Praktiker bilde, als ihre poetische, göttliche; und wenn endlich verständige Erzieher finden sollten, daß ein moralischer Unterricht nach diesem Buche den bisherigen Religionsunterricht noch etwas mehr als ersetzen könne: so wird der Verfasser seinen Zeitgenossen einen größern Dienst erwiesen zu haben glauben, als wenn

er noch so viele Vorschläge zur Verbesserung der Liturgie gethan, oder eine ganze Bibliothek von Predigten herausgegeben hätte.

Geschrieben im November 1803.

Inhalt.

Vorbereitende Betrachtungen.

---

1. Wie sind sittliche Begriffe zuerst entstanden? S. 1
2. Was ist Vernunft? - - - - - 8
3. Ist der Mensch von Natur gut oder böse? - 15
4. Wie verhält sich die Sittenlehre zur Rechtslehre? - - - - - 18
5. Was ist die Bestimmung des Menschen? - - 21
6. Wie verhält sich die Sittlichkeit zur Glückseligkeit? - - - - - 35
7. Gehört mehr Verstand zum Guten oder zum Bösen? - - - - - 44
8. Wie wird der Mensch zum Handeln bestimmt? - 47
9. Kann man denn wirklich zu allen Zeiten moralisch handeln? - - - - - 55
10. Hülfsmittel zur Sittlichkeit. - - 72
11. Wie soll man moralische Handlungen beurtheilen? - - - - - - 112
12. Wer ist ein Weiser? - - - 120
13. Wie verhält sich die Politik zur Moral? - 125

Erstes Hauptstück.

Die Klugheitslehre.

1. Gebiet dieser Wissenschaft. Verschiedene Arten der Güter. - - - - 149

2. Gesundheit und Stärke. - - - 154
3. Reichthum. - - - - 159
4. Ehre, Macht. - - - 162
5. Gemüthsruhe. - - - 173
6. Wissenschaft und Kunst. - - 189
7. Liebe der Menschen. - - - 199
8. Freundschaft. - - - 226

Zweytes Hauptstück.

Die Sittenlehre.

I. Die vollkommenen Pflichten.
1. Princip derselben. - - - 237
2. Achtung für fremdes Lebensgefühl. - - 241
3. Achtung für fremde Ehre. - - 255
4. Achtung für fremdes Eigenthum. - - 259
5. Achtung für die Gemüthsruhe Anderer. - 266
6. Achtung für die Wahrheit. - - 271
7. Achtung für fremde Sittlichkeit. - - 285
8. Achtung für die Ehe. - - - 290
9. Achtung für die Staatsverhältnisse. - - 316
10. Wer ist ein rechtschaffener Mann? - - 322
II. Die unvollkommenen Pflichten.
1. Princip und Gränzen dieser Pflichten. - - 324
2. Die Tugend der Mystiker. - - - 332
3. Begriff des guten Menschen. - - - 343
4. Erhöhung fremder Glückseligkeit. - - 346
5. Beförderung fremder Sittlichkeit. - - 363

Vorbereitende Betrachtungen.

I.

Wie sind sittliche Begriffe zuerst entstanden?

Wenn es erlaubt ist, von dem höchsten Wesen nach menschlicher Weise zu reden, so möchte man sagen, es habe sich bey der Erschaffung der Welt mit dem Menschengeschlechte ein ganz besonderes Vergnügen ausgedacht. Die Keime zu Pflanzen und Thieren, die seine Hand ausstreute, erreichten gleich mit ihrer Entwickelung die Bestimmung aller bis in Ewigkeit nachfolgenden Individuen ihrer Gattung. Länger kämpften die Elemente unter sich um den friedlichen Besitz des wunder-

baren Balles, den sie selber gemeinschaftlich zu constituiren scheinen; aber endlich legten auch sie sich zur Ruhe, und die Erdkugel schwebte bis auf einzelne unbedeutende Veränderungen für ewige Zeiten vollendet durch den ätherischen Raum. Bäume, Pflanzen und Corallenstauden strebten schweigend aus ihr empor, Vögel umflatterten, vierfüßige Thiere umirrten, Würmer durchkrochen sie, und es ist kein Grund zum zweifeln vorhanden, daß nicht alle Pflanzen und Thiergattungen, wenige ausgenommen, schon in ihrer ersten Generation denselben Grad der Vollendung gehabt haben sollten, in dem wir sie noch jetzt sehen. Nur ein seltsames Thiergeschlecht schritt unter den übrigen umher, schnell wie Hirsche, schlau wie Füchse, stark wie Bären, aber herrschsüchtiger und grausamer als sie alle — das Menschengeschlecht. Noch war es Thier, brüllte wie ein Thier, ernährte sich, pflanzte sich fort, wie die Thiere. Aber es war nicht bestimmt, bis in alle Ewigkeit auf dieser Stufe

der rohen Thierheit stehen zu bleiben. Die Gottheit hatte es einer unendlichen Entwickelung fähig gemacht, doch hatte sie sich für dieselbe nicht eigene Wunder vorbehalten, sondern den Keim dazu in das wunderbare Geschlecht selbst gelegt. Alles sollte der Mensch aus sich selber schöpfen, wenigstens sollte er das schmeichelnde Bewußtseyn haben, als sey es so; denn wer kann sagen, er thue etwas, oder wer kann angeben, was das sey, das in ihm schafft und denkt? So daß uns Gott erscheint wie ein gütiger Vater, der, sein Söhnchen angenehm zu täuschen, unvermerkt das Roß führt, das dieses selbst zu lenken meint.

An welche einfache Hebel das Geschäft der Entwickelung geknüpft war und ist, sieht man leicht. Zu der größten Vollkommenheit aller thierischen Organe kamen noch die wunderbaren Hände, das Sprachvermögen, die Fähigkeit, unter allen Himmelsstrichen und von den verschiedenartigsten Nahrungsmitteln zu leben, und das f o r t d a u e r n d e Bedürfniß des Ge-

schlechtsumganges, welches ein Haupttrieb zum geselligen Leben wurde, und sich bey keiner andern Thiergattung findet.

Wie lange es indessen gedauert haben mag, ehe die erste wilde Menschenhorde zur Bezeichnung ihrer Gedanken eine rohe Sprache erfand, und von da an bis zu dem Zeitpuncte, wo sie dem unstäten Herumschwärmen zuerst ein Ziel setzte, und den Begriff des Eigenthums ersann — wer mag das berechnen! Giebt es doch noch jetzt Völker, die noch nicht bis dahin gekommen sind. Denken wir uns aber eine solche frühe Menschengesellschaft, und einen kleinen König an ihrer Spitze — denn die Geschichte lehrt, daß dies bey den ältesten morgenländischen Hirtenvölkern der Fall war — so läßt sich leicht errathen, worin das Amt dieses Königes vorzüglich werde bestanden haben. Sicher war es dem Geschäft eines heutigen Hausvaters ähnlich, der eine Anzahl ungezogener Knaben über Tische in Ordnung zu halten hat. Sein Machtwort

mußte dem ewigen Gezänke der nimmersatten Begierde mit Gewalt ein Ende machen, und damit er sich bey seinen Aussprüchen immer des Beystandes der Mehrheit versichert halten konnte, mußte er in diesen Aussprüchen beständig von dem Princip der Gerechtigkeit ausgehen.

Aber wie fand er dies Princip? Zuerst mußte ihn die Combination auf den einfachen Satz leiten: Wer Schaden gethan hat, dem muß wieder geschadet werden. Mit diesem Grundsatze war nicht nur der Beleidigte zufrieden, sondern alle andern, die zu der Gesellschaft gehörten. Jeder dachte sich nämlich an des Beleidigten Stelle, und machte die Sache zu seiner eigenen, schnell bedenkend, wozu es führen müßte, wenn solche Beleidigungen jedem erlaubt wären. So wurde es selbst dem rohesten Wilden fühlbar, daß er Verbindlichkeiten gegen seines Gleichen habe, weil er doch nicht umhin konnte, Anforderungen an sie zu machen, und eine ruhige Betrachtung frem-

der Ungerechtigkeiten führte ihn sogleich auf die Einsicht, daß es zur Erhaltung der Harmonie des Ganzen durchaus nothwendig sey, daß jeder Einzelne sich in den Aeußerungen seiner Willkühr gewissen Schranken unterwerfe.

Aber freywillig unterwirft sich keiner, wenn die Begierden ihn fortreißen, und die Ergebnisse der ruhigen Betrachtung verweht der erste Sturm der Leidenschaft. Doch hatte früh die Unbekanntschaft mit den Kräften und Erscheinungen der Natur die religiöse Furcht erzeugt. Man starrte vor Fetischen, und suchte sie durch Anbetung und Opfer zu versöhnen. Die Volkshäupter, unaufhörlich geängstigt von dem lästigen, ja gefährlichen Geschäft, die Unbändigen im Zaum zu halten, wurden vermuthlich durch eben diese Angst auf den Gedanken geführt, die gefürchtete Autorität der Götter zu Hülfe zu nehmen, wie etwa eine ungeschickte Wärterin, um das Geschrey der Kleinen zu stillen, in der Angst ihres Herzens den schwarzen Mann zu Hülfe ruft. So wurden

die Götter, die bisher nur als böse Dämonen gefürchtet worden waren, zuerst zu moralischen Wesen gemacht, und gern glaubte der rohe Wilde seinem Könige oder Schaman dies von der Noth erzeugte Dogma; denn was konnte ihm bey ruhiger Betrachtung billiger und tröstlicher erscheinen, als die Vorstellung, daß der gewaltige Weltgeist nur denen zürne, die Andern Böses thun. Es versteht sich, daß Volkssänger und Gesetzgeber diesen heilsamen Glauben möglichst benutzten, und so in der Religion eine treffliche Zwangsmacht errichteten, die um so nöthiger wurde, je mehr die Menschenmenge anwuchs und die kleinern Horden allmälig in große Staaten zusammenflossen.

Wir finden daher in den frühsten Nachrichten, welche uns von den Urbewohnern unsers Erdballs übrig sind, folgende sittliche Begriffe schon völlig festgestellt: Jeder Mensch hat Pflichten gegen die Gesellschaft, in der er lebt; es ist Recht, daß jeder bestraft werde, der diese

Pflichten verletzt; und: es ist ein strenger und gerechter Gott, der über die Handlungen der Menschen wacht, und die Bösen wirklich bestraft.

2.

Was ist Vernunft?

Nachdem nun auf die eben beschriebene Weise Furcht und Religion die Menschen so weit gebracht hatten, daß sie sich die Schranken und das Gebiß, welches ihrer eigentlichen Raubthiernatur angelegt war, ruhiger gefallen ließen: so mußten allmälig, besonders in Greisen, oder Männern von sanfterm Temperamente, etwa folgende Betrachtungen entstehen: Es ist ja ganz natürlich, daß man sich seiner Begierden in dem Falle enthalten muß, wo sie Andern nachtheilig werden. Wenn uns auch die Götter und der König für solche Zügellosigkeit der Begierden nicht straften, so

sollten wir sie uns doch nicht erlauben; denn was wollte aus unserer friedlichen Gesellschaft werden, wenn sich jeder so etwas herausnehmen wollte? Was ich mir aber erlaube, das muß ja auch jedem Andern erlaubt seyn dürfen; mithin darf ich billig nichts thun, was ich nicht der ganzen Gesellschaft in meinem Falle gestatten würde.

Dies Hinaufsteigen der Combination von einzelnen Vorstellungen zu allgemeinen Ideen, aus welchen nachher wieder ganze Geschlechter von untergeordneten Ideen ausgehen, nennt man das Geschäft der Vernunft; und so bezeichnete also der Ausdruck Vernunft im Grunde die Denkkraft selbst, insofern sie sich in einem Streben nach allgemeinen Ideen und letzten Zwecken äußert. Die Ideen von der Existenz einer Weltursache, von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes, u. a. sind also Ergebnisse der Vernunft, und die Redensart: meine Vernunft lehrt mich dies oder das, heißt nichts anders, als: nachdem ich mich be-

müht habe, eine Menge verschiedenartiger Erscheinungen in einen gemeinschaftlichen Punct zu vereinigen, bin ich auf eine allgemeine Idee gekommen, der zu Folge ich jetzt nothwendig so oder so urtheilen oder handeln muß.

Da nun aber die Vernunft das Abstract unzähliger einzelnen Vorstellungen ist, so darf man natürlich nicht zu allen Zeiten und in allen Subjecten einerley bleibende Resultate von ihr verlangen. Das, was Luther für vernünftig hielt, ist es jetzt zum Theil nicht mehr, weil die Wahrheit der einzelnen Begriffe, von denen er ausging, von uns längst verworfen worden ist. Wenn er es z. B. unvernünftig fand, für die Richtigkeit der Lehre von der Transsubstantiation noch einen deutlichern Beweis, als Christi eigene Worte: das ist mein Leib, zu verlangen: so kann man nicht umhin, über die Vernunft des großen Mannes, oder vielmehr seines Zeitalters, zu lächeln.

Gutgesinnte Menschen können nicht begreifen, wie dieser oder jener anders Handelnde

seiner Vernunft so wenig Gehör geben könne, und bedenken nicht, daß die Ergebnisse seiner Vernunft ganz andere seyn können, als die der ihrigen. Wer z. B. in seinen Abstractionen einzig von folgenden Vorstellungen ausgehen wollte: „Ich bin zwar ein Glied einer großen Gesellschaft, aber daß diese etwas für mich thut, ist keine freywillige Wohlthat; sie selber hat sich nicht durch eigene Weisheit, sondern durch Zufall und Nothwendigkeit gebildet; ich lebte vielleicht glücklicher, wenn diese Gesellschaft nicht so zahlreich und gekünstelt wäre; ich finde auch nicht, daß die Mehrheit eine so besondere Achtung für sie bezeigt: — wer, sage ich, von solchen Vorstellungen ausgehen wollte, den würde seine Vernunft auf ganz andere Maximen des Handelns führen, und es ist nur zu gewiß, daß jede unmoralische Handlung, welche begangen wird, von einer Vernunft dunkel gebilligt worden sey, die — seys aus Uebereilung oder aus Beschränktheit der Einsicht — von Reflexionen, wie die eben erwähnten,

ausging. Ja, um es gerade heraus zu sagen: der Zweck, den sich der Eigennützige setzt, ist so gut durch die Vernunft gefunden worden, als der moralische, so daß die Vernunft die Führerin des Egoisten so gut als des Tugendhaften seyn kann.

Da indessen die ruhig arbeitende Combination unmöglich bey so niedrigen Reflexionen stehen bleiben kann, indem vielmehr eine andere sich ihr unwiderstehlich aufdringt, die nämlich, daß Trotz allen Widerstrebungen der Bösen doch allein die überwiegende Menge der Guten es sey, die der Gesellschaft ihre Haltung und Sicherheit, und dem Leben seinen Werth und seine Freuden gewähre: so ist noch nie eine ruhig und richtig combinirende Vernunft auf eine allgemeine Idee gestoßen, welche dieser an siegender Wahrheit gleich gekommen wäre: „die höchste Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts könnte nur dadurch erreicht werden, daß jeder Einzelne sein Wohl dem Wohl des Ganzen unterordnete". Eine Idee, aus welcher sich noth-

wendig für das Handeln folgende Maxime ergeben muß: „handle in allen Fällen so, wie du aus Liebe zur Menschheit wünschen mußt, daß jeder handeln möchte.“ — Da nun das Denkvermögen der weisesten Männer aller Zeiten mehr oder weniger bestimmt diese Handlungsmaxime als die einzig richtige aufgefunden hat, und immer finden wird, so lange Menschen in Gesellschaft leben werden: so nennt man es ausschließlich in dieser Beziehung, da es nothwendig auf diese gute Maxime führt, Vernunft, *) und muthet es jedem Menschen an, wo nicht als etwas Angebornes, doch als eine Fertigkeit, deren Erwerbung in jedes gesunden Menschen Vermögen stehe. Merkwürdig ist, daß unzählige Menschen nach jener Maxime vernünftig handeln, ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn. Der Grund liegt darin, daß die Vernunft ihre Operationen theils so schnell, theils so unvollständig verrich-

*) Nach Kant: practische Vernunft.

tet, daß wir nur ein dunkeles Gefühl von ihr empfinden, das sich erst bey späterer genauerer Betrachtung in deutliche Ideen zersetzen läßt.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun leicht, was es heiße: die Vernunft erwacht. Offenbar nichts anders, als: das Combinationsvermögen hat eine solche Stärke und Ausbildung erreicht, daß es jener allgemeinen Idee und jener erhabenen Ansicht des Menschenlebens fähig und empfänglich ist.

Es ergiebt sich ferner daraus, daß die Vorschrift, immer nach der Vernunft zu handeln, mit der oben angegebenen Maxime völlig eins ist; denn indem sie das Mittel empfiehlt, führt sie zum Zweck, ohne diesen zu nennen.

Es ergiebt sich drittens, daß, da die Vernunft in einer Fertigkeit besteht, eine gewisse Ideenreihe zu allen Zeiten schnell und sicher hervorzurufen, in unsern Schulen weit mehr für die Moralität gethan werden könne, als leider gethan wird; eine Wahrheit, von der so

unaussprechlich viel abhängt, und die doch so wenig Lehrern Sorge zu machen scheint.

3.

Ist der Mensch von Natur gut oder böse?

Aus dem bisher Gesagten wird es hoffentlich klar seyn, daß der eigentlichste Naturzustand des Menschen der thierische, und seine wahre Natur die des Raubthiers sey. Verlangen nach ungestörter Befriedigung des Selbsterhaltungs- und Geschlechtstriebes ist ihm so natürlich, wie dem Löwen oder dem Hunde, und jeder, der ihn daran hindern will, ist sein Feind. Feindseligkeit gegen seines Gleichen ist also recht eigentlich der Grundcharakter des Menschen; nur die Furcht hemmt zuerst die Ausbrüche dieser Feindseligkeit, und was auch nachher Cultur, Religion und Vernunft thun mögen, diesen Charakter zu mildern oder zu verstecken, so bleibt er doch unaustilgbar die Grundlage un-

ſerer Natur. Der entgegengeſetzte Charakter der Menſchenliebe iſt die Frucht eines langen Zwanges, und eben ſo gut ein künſtlicher Zuſtand, als die Zahmheit eines gefangenen Löwen, der ruhig die Hand des Führers in ſeinem grimmigen Rachen duldet. Wir dürfen nicht eben ſo ungeheure Gährungen der Menſchheit, wie etwa die franzöſiſche Revolution war, aufſuchen, um zu ſehen, wie die urſprüngliche Raubthiersnatur des Menſchen bey dem erſten Verſchwinden der geſetzlichen Schranken wieder hervorbricht: alle die Bosheiten und Betrügereyen, die mitten unter uns cultivirten, friedlich lebenden Völkern täglich vorfallen, ja der Neid, der ſich auch dem beſten Menſchen unwiderſtehlich aufdringt, wenn dieſer den Nachbar glücklicher ſieht als ſich, iſt ein deutlicher Beweis, daß die thieriſchen Triebe das Uebergewicht in unſerer Natur haben. Die Kinder ſind die größten Egoiſten; ſie bekümmern ſich um die ganze Welt nicht, und möchten lieber alles für ſich allein haben.

Lebten die Menschen so einzeln auf dem Erdboden zerstreut, daß keiner je von dem Andern gehindert würde, so könnte von gut oder böse gar nicht die Rede seyn. Erlaubt wäre jedem dann alles, was seinen Neigungen gelüstete; und wie könnte man dies böse nennen, da es den Anlagen seiner Natur gemäß wäre? Erst die Umgebung von seines Gleichen legt dem Einzelnen einen Zwang auf, und es ist eine sehr willkührliche Bezeichnung, das gut zu nennen, was ein Mensch aus Furcht vor diesem Zwange gegen seine innersten Neigungen thut. Dies durch den Zwang der Gesellschaft dem Einzelnen abgenöthigte Gute für angeboren zu halten, konnte nur solchen Menschen einfallen, die, von Kindheit auf unter beständigem gesellschaftlichen Zwange erzogen, beständig von ihren Eltern mit Liebe behandelt, und sorgfältig vor dem Umgange mit Fremden verwahrt, nie Gelegenheit hatten, die Kraft des Selbsterhaltungstriebes in ihrer ganzen Stärke zu beobachten.

4.

Wie verhält sich die Sittenlehre zur Rechtslehre?

Nachdem es den ersten Menschengesellschaften durch die einseitigere Ausbildung der Individuen immer mehr Bedürfniß geworden war, zusammen zu halten, mußte man auf Mittel sinnen, die Willkühr immer mehr zu beschränken, und besonders das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger immer mehr zu sichern. So entstanden denn die ersten rohen Gesetze, in denen nur das allernothwendigste geboten war, ohne welches die Gesellschaft nicht bestehen konnte: nicht stehlen, nicht tödten, nicht ehebrechen, die Eltern ehren, keinem seine Sklaven abspenstig machen, nicht falsch zeugen rc. Je vollkommner sich in der Folge die Staaten ausbildeten, desto näher wurden diese Gesetze bestimmt; eine Menge verwickelter Fälle, welche von weisen Richtern entschieden

worden waren, wurden zur Richtschnur für künftige ähnliche Fälle aufgezeichnet, und so erhielten endlich unsere Gesetzbücher das Ansehen einer unendlichen Casuistik. Man abstrahirte endlich aus diesen Millionen Fällen allgemeine, für alle Gesellschaften brauchbare, Grundsätze eines rechtlichen Verfahrens in den wichtigsten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, und so entstand bekanntlich das Naturrecht. Was ist dies also anders, als eine Sammlung moralischer Gesetze, die das Handeln in gewissen oft wiederkehrenden bürgerlichen Verhältnissen ein für allemal unabänderlich bestimmen sollen?

Nun ist aber augenscheinlich, daß ein tausendjähriger Sammelfleiß, verbunden mit der fruchtbarsten Phantasie juristischer Casuisten nicht im Stande seyn würde, alle mögliche moralische Verhältnisse, in welche zwey oder mehrere Personen kommen könnten, zu Papiere zu bringen. Und wenn es möglich wäre, wer würde dies Ungeheuer von Corpus Juris durch-

lesen wollen? Wie könnte man auch im Laufe des Augenblicks jedes unrichtig behandelte moralische Verhältniß der öffentlichen Justiz zur Berichtigung übertragen? Genug daß sie die erheblichern Verletzungen der Sittlichkeit zu bestrafen übernimmt.

Da die Rechtswissenschaft auf solche Weise nur eine sehr unvollkommene Beschützerinn der Socialverhältnisse seyn kann, so muß eine Wissenschaft hinzutreten, die sie in ihren kleinsten Theilen ergänzt, und mithin sie selbst in sich aufnimmt; eine Wissenschaft, die nie eine äußere executive Macht, wie jene, erlangen kann, sondern sich einzig auf ihre innere Nothwendigkeit stützen muß, wenn es ihr anders nicht gelingt, den Ehrgeiz, die Furcht oder die Religion auf ihre Seite zu ziehen. Diese Wissenschaft ist — die Moral.

3.

Was ist die Bestimmung des Menschen?

Bey dem Anblick einer neuerfundenen, uns nicht gleich erklärlichen Maschine würden wir uns mit der Frage nach ihrer Bestimmung am natürlichsten an ihren Erfinder zu wenden haben. So könnte die einzig befriedigende Antwort auf die Frage, wozu der Mensch denn eigentlich bestimmt sey, allein von dem unergründlichen Meister gegeben werden, der zuerst unser Daseyn gewollt hat. Alles, was der Mensch selbst darüber räsonnirt, könnte leicht einem gutmüthig zuhörenden Jupiter *) ein ähnliches Lächeln abgewinnen, als uns das Urtheil der Schwalbe in der Fabel über den Tempel, an welchen sie ihr Nest angeklebt hatte. Wie indessen das Bedürfniß darauf geführt hat, die Bestimmung der Naturproducte in

*) Hor. III. Carm. 29, v. 31.

den Gebrauch des Menschen zu setzen, des Getraides und Schlachtviehs, daß es verzehrt, des Holzes, daß es verbrannt, ja des Ungeziefers, daß es getödtet werde: so hat die unruhige Wißbegier des Menschen auch nicht abgelassen, nach dem Geheimniß seiner eigenen Bestimmung zu forschen. Die Resultate ihrer Untersuchungen sind verschiedentlich ausgefallen. Am allgemeinsten angenommen ist das: der Mensch sey bestimmt, in diesem Leben das Ideal der ruhigen Vernunft so vollkommen als möglich zu realisiren, und in einem andern, von der Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers zu erwartenden, dasjenige ganz zu erreichen und zu erkennen, was ihm hier nur anzustreben und auf der Oberfläche anzuschauen vergönnt war.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Glaube des nach Erkenntniß dürstenden Geistes und des tugendhaften Gemüthes würdig ist, und schöne Früchte für das Leben trägt. Allein dieselbe Vernunft, die uns zu dieser Ansicht führt,

sagt uns eben so deutlich, daß eine Menge Erscheinungen damit gar nicht übereinstimmen, sondern vielmehr auf ganz andere Ergebnisse führen. Millionen Menschen sind gestorben, ganze Völker sind untergegangen, ohne von jenem Vernunftideale auch nur eine Ahnung empfunden zu haben, Millionen leben noch, ohne sich desselben bewußt zu seyn. Kann aber etwas zur allgemeinen Bestimmung des Menschen gemacht werden, das nur der kleinste Theil erreicht, ja zu erreichen fähig ist? Und was kann uns denn berechtigen, eine andere Welt anzunehmen, die so weit über alle mögliche Erfahrung hinaus liegt? Sollte denn die Sehnsucht nach einem Elysium und der unstillbare Forschungstrieb durch nichts anders zu erklären seyn? Könnte jene nicht ein natürlicher Nothbehelf der Schwachen seyn, die im betrübenden Gefühl, von dieses Lebens Freuden wenig genossen zu haben, als Supplement ihres hier nicht erschöpften Daseyns ein zukünftiges fordern zu dürfen glauben? Und

dürfte es nicht eine zu weit getriebene Anmaßung der uns zu so mancherley nützlichen irdischen Zwecken verliehenen Neugier gewesen seyn, wenn sie verlangte, daß um ihretwillen eine Lebenskraft noch nach der sichtlichsten Zerstörung ihrer Organe als Kraft, mit Gefühlsvermögen und Bewußtseyn fortdauern sollte, eine Forderung, die, nach allen unsern Begriffen von einer Kraft, das Unmögliche voraussetzt?

Weg also mit allen Theorien, die zu ihrer Begründung Hypothesen bedürfen, welche im Grunde doch auf nichts anderm als auf süßen Wünschen und schönen Dichtungen beruhen! Soll mir etwas als meine Bestimmung klar einleuchten, so muß es eine Realität seyn, die ich deutlich erkenne, und zu deren Hervorbringung ich die innerste Neigung jedes Menschen ohne Ausnahme unwillkührlich hinstreben sehe. An dieses letzte Wahrzeichen will ich mich halten, sollte ich darüber auch auf Ergebnisse stoßen, die die ganze philosophische Welt als horrende verschrie.

Und kann ich lange zweifeln, worauf die innere Stimme meines Herzens mich führt? Glückseligkeit will sie haben, und nichts als Glückseligkeit. Und worin soll diese bestehen? Offenbar in dem Bewußtseyn des freyesten Gebrauches aller meiner Kräfte, und der möglich größten Befriedigung aller meiner Neigungen. Pein und Mißbehagen macht mir jede unterdrückte Lust, ich fühle mich unglücklich in jeder Beschränkung meiner Kräfte. Für jeden Genuß, zu dem ein Wesen meiner Natur sich berechtigt fühlt, und den ich mir versagen muß, klage ich das Schicksal kühn der Parteylichkeit, der Ungerechtigkeit an, und wenn nicht der Gedanke an eine unabänderliche Naturnothwendigkeit, der der gespaltene Baum und die zertretene Blume eben so streng als ich unterworfen sind, mich zum Schweigen zwänge: auf einen denkenden und fühlenden Regierer könnte ich — recht böse werden.

Waren es nicht von jeher die Dichter, die das innerste Gefühl der Menschheit am rein-

sten und wahrsten ausgesprochen haben? Nun so hört sie doch, vom ehrwürdigen Homer, vom weisen Salomo, vom Solon und Mimnermus an bis auf unsern kräftigen, vollherzigen Göthe, ob sie nicht alle das eigentliche Leben nur in den Lebensgenuß setzen, und den als den Weisesten preisen, der am meisten die Freuden des Lebens aufzusuchen und zu genießen verstehe. Fühlen wir uns nicht selbst beym Anblick eines gelehrten, arbeitsamen, nützlichen, redlichen, aber für allen Lebensgenuß todten Mannes mehr zum Mitleid als zum Neide gestimmt? Womit nicht gesagt ist, daß der grobe sinnliche Genuß allein die wahre Glückseligkeit ausmache. Denn der Mensch hat ja nicht physische Kräfte allein, vielmehr sind die geistigen die bey weitem edleren, und die Beschauung ihrer Regsamkeit mithin auch der edlere Genuß.

Genuß also, das vollkommenste Gefühl aller meiner Kräfte werde ich als eine Bestimmung dieses Lebens anerkennen müssen, da

alles mich darauf hinweiset, alles Lebendige ohne Ausnahme nur dahin verlangt, und Mann und Weib, Alt und Jung, Thoren und Weise unter allen Himmelsstrichen darin übereinkommen, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die mit dem Munde etwas anderes bekennen. Und wenn das ist, nun was hindert mich denn, mich aus einem Genuß in den andern zu stürzen, und allen meinen Neigungen nach Herzenslust den Zügel schießen zu lassen?

„Was dich hindert? Versuche es nur. Du wirst es bald erfahren.“

Ach leider ja! Dieser verwünschte Zusammendrang von unzähligen meines Gleichen, die alle genießen wollen, wie ich, und mir mit raubgieriger Wuth tausend Gelegenheiten vor dem Munde weghaschen, die ich für mein Bedürfniß zu benutzen gedachte. Diese verhaßte Gesellschaft! wozu ist sie doch nur da? Kann auch dieser Concluxus von Raubthieren eine edle Bestimmung haben? Wir wollen sehen.

Wunderbar genug ist dies millionenköpfige Ungeheuer gestaltet, und weise in der That muß es vom Schöpfer berechnet seyn, daß so viel widerstrebende Kräfte sich nicht selbst zerstören, vielmehr dem Ganzen mit jedem Jahrhundert mehr innere Kraft und äußern Umfang geben. Wunderbar muß auch die Entstehung dieser Gesellschaft seyn. Welch ein Abstand zwischen jenen Zeiten, da der kunsterfahrnere Eisenschmied zuerst es wagte, Jagd, Viehzucht und Ackerbau ganz aufzugeben, und diese Erwerbzweige im Vertrauen auf seine Kunst den Nachbarn zu überlassen, denen er Waffen und Geräthe hämmerte, und zwischen den unsrigen, wo die Beschäftigungen der einzelnen Menschenklassen in das Tausendfache vervielfältigt sind, die unbedeutendste ihren Mann nährt, und durch das Medium des Geldes (der gemeinnützigsten aller Erfindungen) ein Mensch, der Jahre lang das Zimmer nicht verläßt, die Producte des Feldes, die Gewürze des Orients, die Fabricate der verschiedenartigsten Künstler

und Handwerker in seinen Besitz bringen kann. Ich genieße Früchte, deren Vaterland ich nie betrat; ich trage Kleider, die ich nicht selbst gemacht habe; ich bediene mich vieler Dinge, deren Verfertigungsart ich kaum kenne; ich nehme Theil an jeder nützlichen Erfindung, die seit viertausend Jahren von Menschen gemacht worden ist; ich lebe sicher und in tiefem Frieden; ein stehendes Heer von Hunderttausenden ist auch zu meinem Schutze da; ein Collegium weiser Richter sichert mir auch meine Ansprüche und meine Rechte; die Werke der scharfsinnigsten Wahrheitsforscher sind auch zu meiner Belehrung geschrieben. Ich lese mit Schrecken die Geschichten meines Vaterlandes zu des barbarischen Chlodewigs Zeit. Was ist seitdem aus meinem Volke geworden! Welch ein kunstreiches, bewundernswürdiges Gebäude ist diese Staatsverfassung! Sie enthält die Resultate alles Denkens und Bildens der Menschheit seit ihrer Entstehung bis jetzt. Und ich, der ich die Früchte dieser Entwickelung mit ge-

nieße, bin ich nicht allen Erfindern der Vorzeit Dank schuldig, die mir zu einer solchen Bildung und zu einer so künstlichen Vermannichfaltigung der Lebensgenüsse den Weg gebahnt haben? Und da die immer stärkere Verdichtung der Gesellschaft immer mehr Kräfte in Bewegung setzt, und immer mehr Lebensquellen eröffnet: ist nicht mit der größten Sicherheit zu erwarten, daß die Entwickelung des Menschengeschlechts immer höher steigen, und endlich einen Grad erreichen werde, gegen den alles, was wir bis jetzt erlebt haben, nur als Kleinigkeit erscheinen wird? Welch ein wunderbares Wesen, diese Gesellschaft!

„Dies millionenköpfige, raubthierartige Ungeheuer, das dir alle deine Freuden schmälert?“

O nein! Vergieb mir, allweises Wesen, daß ich dies dein wundervollstes Werk nicht früher untersuchte. Ja, ich sehe deutlich, mit diesem Werke mußt du eine große, wahrhaft göttliche Absicht haben. Aussprechen kann ich sie nicht; aber eine dunkle Ahnung erlaubst du

mir zu fassen. Du willst mein Geschlecht zu einer Höhe der Entwickelung führen, von der es jetzt noch keine Begriffe hat, und Myriaden von Jahren willst du dich — daß ich menschlich von dir denke — an dem Anschaun dieser immer steigenden und sich immer allgemeiner ausbreitenden Entwickelung weiden. Ey, welch ein Strahl von Erkenntniß geht jetzt in mir auf! Nun, nun sehe ich, allweiser Vater, wozu du mich bestimmt hast. Auch ich soll meine schwache Hand anlegen an diesen wunderbaren Bau; seys auch nur, daß ich ein weniges hinzutrage, oder ein Häuflein Schutt wegschaffe, oder wenn ich selbst die Hand nicht rühren kann, meinen Nachbarn, meinen Kindern rathe, was sie thun sollen. O welch eine erhabene Bestimmung, ein Arbeiter an deinem Tempel zu seyn! Was schadets auch, daß ich die Vollendung des Baues nicht erlebe? Kann ich doch, so lange ich lebe, mich an dem ergötzen, was ich seit meiner Anstellung zum Ganzen beygetragen habe. Kann ich doch viel-

leicht ein Werkstück hinauf winden, bey dessen Anblick noch von spätern Geschlechtern nicht ohne Dank und Bewunderung mein Name genannt wird.

Wohl mir! Nachdem ich diese würdige Ansicht gefaßt habe, kann ich nicht mehr murren, daß der Zwang der Gesellschaft meine egoistischen Begierden hemmt. Kann ich von nun an je wieder wünschen, daß diese wunderbare Gesellschaft um meinetwillen lieber nicht seyn möchte: ha, so bin ich es werth, von meinen eigensüchtigen Trieben zu Tode gepeinigt zu werden, und Tantalusqualen zu dulden, durch keine Gewährung versüßt. Und ich sollte von der Gottheit ein zweytes Leben ertrotzen, um die Genüsse nachzuholen, die mir hier verweigert waren? Thor, würde sie mir zurufen, verachtetest du das edelste Gefühl, Mitarbeiter an meinem Tempel zu seyn, so bist du auch nicht werth, länger in dem thierischen Genusse zu schwelgen, den ich auch den andern Thieren nur für e i n Leben vergönnt habe.

„Aber wer sollte nicht die Vollendung zu schauen wünschen, wenn er an der Arbeit Antheil nahm?“

Um der Arbeiter willen hat noch nie ein König gebaut. Suche du lieber im Arbeiten selbst deine Freude.

„Doch ums Himmels willen, welche Freude kann z. B. dieser arme Soldat an seinem Antheil von Arbeit finden?“

Auch er hat das Bewußtseyn, an seinem Platze unentbehrlich zu seyn. Auch Wächter werden beym Baue gebraucht, und durch ihr bloßes Wachen verrichten sie einen nützlichen Dienst. Und wie die Kräfte, so die Arbeit.

„Doch sage mir, wenn das, was du genannt hast, wirklich die Bestimmung des menschlichen Geschlechts wäre, warum würde es denn Gott zulassen, daß so viele Menschen gänzlich verhindert würden, an dem großen, gemeinschaftlichen Werke Theil zu nehmen? Denke nur an die Kranken, an die Mönche und Nonnen rc.“

Die Natur hat die ungeheure Zahl ihrer Productionen so krämermäßig nicht abgewogen. Wie wir in eines Fisches Rogen tausend ungeborene verschlucken, wie unter zehntausend Eicheln kaum eine sich zur Eiche entwickelt, und dennoch weder an Fischen noch an Eichen Mangel ist: so können auch tausende von verkrüppelten Menschenindividuen, die am Wege zertreten werden, oder ungenutzt wie Blumen in der Wüste verwelken, bey dem großen Gange des Ganzen nicht in Betrachtung kommen.

„Aber was sagst du zu den Afrikanern, die nun schon seit Jahrtausenden diesem großen Gange untheilnehmend zuschauen?"

An sie ist die Reihe noch nicht gekommen. Von ihnen kann daher der Schöpfer noch kein Interesse für sein Werk erwarten. Doch um sie zu entschädigen, gleichsam statt eines Wartegeldes, hat er sie auf die erste Bestimmung des Menschen, den sinnlichen Genuß, desto nachdrücklicher angewiesen, und man weiß, daß sie sich diese Anweisung trefflich zu Nutze machen.

6.

Wie verhält sich die Sittlichkeit zur Glückseligkeit?

Aus dem Vorigen ergiebt sich, daß der Mensch eine zwiefache Bestimmung habe, als Einzelwesen nämlich sich so glücklich als möglich zu machen, und als Glied der Gesellschaft zum Vortheile dieser Gesellschaft aus allen Kräften mitzuwirken. Auf das Erstere führen ihn blindlings seine Triebe hin, auf das zweyte der Drang der äußern Umstände. Kein Wunder, wenn dieser Drang, wie alle Beschränkung, Haß und Widersetzlichkeit erzeugt, und nur wenige Menschen bis jetzt sich auf den Standpunct haben erheben können, wo jene strenge Nothwendigkeit ihnen heilig, und jeder Aufopferung werth erschien.

Und unterhalb dieses Standpuncts — welch ein schwerer Kampf bietet sich da dem armen sinnlichen Geschöpfe dar! Er tritt in die Gesellschaft ein, und will von ihren Vortheilen

mit genießen, in ihr leben und glücklich seyn. Jeder sieht ihn mißtrauisch an, als fragte er: was kannst du uns geben? — Ich habe nichts als meine Kräfte, spricht er. — Gut, so wende sie uns zum Besten an, so wollen wir dir lohnen. Er sieht sich um, und bemerkt bald, daß man mit Jedem so verfährt. Hier erblickt er einen, der die Bedingungen umgehen wollte, aber von dem laurenden Gesetze hart bestraft ward; dort sieht er einen Trägen hülflos betteln, dort einen Undankbaren verachtet gehen. Wie? ruft er aus; so ist mir denn kein Genuß erlaubt, den ich der Gesellschaft nicht erst abverdient habe? So soll ich mir nichts von ihren Gütern zueignen, das ich nicht mit ihrer lauten Bewilligung hinnehmen darf? Die fatalen Gesetze! — Aber wie? schützen sie nicht auch mich?

Ey freilich! ruft der Begüterte. Und ich wollte, sie wären noch von weit größerm Umfange, oder vielmehr der Grund aller Gesetzgebung wäre allen Menschen von Natur so tief

ins Herz geschrieben, daß wir der äußern Gesetze gar nicht bedürften.

Siehe hier meine Wissenschaft, ruft der Moralist ihm zu. Sie führt auf diesen Grund, zeigt, daß er wirklich in jedes Menschen Brust vorhanden sey, und ist das vollständigste Complement der äußern Gesetzgebung, ja ihre Basis. Sie zeigt dem Unentschlossenen, Verwirrten einen Ausgang aus dem Streite seiner zwiefachen Bestimmung, indem sie ihn auf die Tugend hinweiset. Was zagst du? spricht sie ihn an. Diese Nothwendigkeit ist nur dem eine schreckliche Göttinn, der sie haßt und lästert, nicht dem, der sich ihr vertrauend, freywillig unterwirft. Jenen zieht sie bey den Haaren zu ihrem Dienste, diesen lohnt sie für seinen Gehorsam mit den edelsten Gefühlen. Zu entfliehen ist ihr nicht, du mußt nach ihrem Willen leben; aber da dem nun einmal so ist, warum willst du es nicht machen, wie ein kluger Minister, der, weil er seinen Fall vorhersieht, von selbst um seinen Abschied bittet? An-

statt das Tausende von beschränkten Seelen nur durch die Noth sich unwillig treiben lassen, zum Wohl der Gesellschaft etwas weniges mitzuwirken, und wie gepreßte Matrosen heimlich fluchend ihre Arbeit verrichten, nimm du vielmehr an dem allgemeinen Streben des Geschlechts mit Ueberlegung, mit Vorsatz, mit Liebe Theil; dich begeistere die Größe des Zwecks, zu dem du mitwirkst; und wenn du darüber auch einige Genüsse, zu denen deine erste Bestimmung dich berechtigte, aufopfern müßtest, so denke, daß in dem Bewußtseyn, dem Ganzen diese Aufopferung gebracht zu haben, wiederum ein süßer Genuß liegt.

„Das klingt schön in der Rede, aber doch ist es hart in der That. In der Blüte des Lebens, wo jede Ader nach Genusse strebt, und das Gefühl meiner Kräfte mich nicht ruhen läßt, soll ich mir Freuden versagen, die mein innerstes Selbst begehrt, um gewisser Pflichten willen, die nur eine kalte Reflexion mir als heilig vorhält? In dem Kampf mit Ar-

muth und Sorge, mit der Bosheit schlechter Menschen, mit der Treulosigkeit des Glücks soll ich diejenigen rechtlich, ja brüderlich behandeln, die sich keinen Augenblick bedenken, mich zu betrügen oder mir sonst zu schaden? Warum machte es auch Gott den Menschen so schwer, der Stimme der Vernunft zu gehorchen? Warum gab er ihnen auf der einen Seite das Streben nach Glückseligkeit, und setzte ihnen auf der andern einen Zweck vor, der jenes Streben unzähligemal schnurstracks vereitelt? Wahrlich nicht unrecht wars von den Philosophen, den Schöpfer noch zu einem zweyten Leben zu verpflichten, in dem er uns das Unrecht, das er uns in diesem vielleicht nicht ersparen konnte, vollkommen vergüten müßte. Und sage mir, du, der du diesen Ausweg zu verwerfen scheinst: wie anders willst du die göttliche Gerechtigkeit retten?"

Sie rettet sich selbst auf mancherley Weise. Schon genug wäre es, wenn — was jeder gern gestehen wird — die Summe des Uebels, das

der einzelne Mensch zu tragen hat, im Ganzen doch von der Mehrheit der glücklichen Lebensstunden überwogen würde. Schon genug, daß jedem ein Gefühl gegeben ist, das ihm sagt: du verdientest nicht mehr, als du empfingest. Schon genug, daß in den traurigen Jahrhunderten des Mittelalters, wo die fürchterlichen Gährungen brauseten, aus denen die jetzt beruhigten Staaten hervorgegangen sind, zum Troste der hart geängstigten Menschen die Herzenbeglückerinn, Religion, vom Schöpfer selbst herniedergesandt war, ihnen den Mangel des irdischen Glücks durch die leuchtende Hoffnung auf ein unvergängliches Himmlisches zu ersetzen. Schon genug, daß die Stärke des Gefühls im Menschen sich meistens nach dem Grade seiner Erkenntniß richtet, und mithin nicht jeder so elend ist, als er uns seiner Fühlenden scheint. Aber die Gottheit selber hat uns den Weg zur Tugend ganz vorzüglich dadurch erleichtert, daß sie uns geistige Kräfte gab, deren Vollgefühl uns dauerhafter glücklich ma-

chen sollte, als jeder physische Genuß. Das eben ist das Zeichen wahrer Bildung, wenn das Bewußtseyn unserer schön geübten, frey wirkenden Geisteskräfte uns ein froheres Gefühl gewährt, als jeder bloße Sinnengenuß, ja wenn uns der letztere über dem erstern allmälig verächtlich, oder doch nur insofern wünschenswerth scheint, als er einer Veredlung durch geistige Zusätze fähig ist. Jeder wahrhaft edle Mann zu allen Zeiten hat im beseligenden Anschaun seiner innern Kräfte klein geachtet jede ängstliche Sorge um sein Leben, um Essen und Trinken, um Fortkommen und äußeres Glück; klein geachtet die Polster der Wollust, den Dunst der Küche, den Klang des Goldes; klein geachtet die Schmeicheleyen der Unmündigen, den Hohn des Unverstandes und die Gunst der Großen. Ja, die Freudigkeit, eine große Idee durchzuführen, hat selbst in solchen, deren Ideen die Vernunft nicht billigen konnte, Wunder der Selbstbeherrschung hervorgebracht. Wer zweifelt, daß

die Ersten, welche sich in den ägyptischen Wüsten dem beschaulichen Leben gewidmet haben, sich nicht über alle Beschreibung glücklich fühlten in dem Bewußtseyn, eine Qual freywillig zu ertragen, die die gemeine menschliche Natur als den höchsten Grad der Unglückseligkeit verabscheute? Kann nun die geistige Kraft des Menschen solche Wunder wirken, wie sollte sie nicht hinreichend seyn, uns zu beglücken, wenn ihr eine Aufgabe vorgelegt wird, deren Vortrefflichkeit die ruhige Vernunft eines jeden, der sie nur versteht, anerkennen muß?

Und darf ich sie noch nennen, diese Aufgabe? Es ist die: „Zeige durch dein ganzes Leben, daß die Beförderung des allgemeinen Wohlseyns dein erster Zweck und dein herzlichster Wunsch sey; suche nur in dem Nutzen der Gesellschaft deinen eigenen, und behandle jeden deiner Nebenmenschen als deinen Mitarbeiter an dem großen Werke der Entwickelung, als deinen Bruder. Die Gesinnung, vermöge welcher diese Idee uns die wertheste und heiligste

geworden ist, darf man ja wohl mit allem Rechte Tugend nennen. Und wird man nun noch fragen, wie die Tugend mit der Glückseligkeit bestehen könne? Wer sich tugendhaft glaubt, und den Lasterhaften um sein Glück beneiden kann, der ist sicher von der wahren Tugend noch weit entfernt. Güter endlich, die uns die Natur versagt hat, z. B. Gesundheit, Schönheit, und was daraus hervorgeht, muß man freilich von der Tugend nicht verlangen wollen. Sie würden ja auch durch Laster eben so wenig zu erlangen gewesen seyn. Wohl ist es schwer, sich über solche Mängel zu trösten; aber nimmermehr können sie uns berechtigen, dem großen Ganzen unsere Liebe und Achtung zu versagen.

7.

Gehört mehr Verstand zum Guten oder zum Bösen?

Diese Frage ist ungefähr von gleicher Art mit der: Gehört mehr Kraft dazu, mit oder gegen den Strom zu schwimmen? Denn wenn gleich bey weitem der kleinere Theil der Menschen moralisch handelt, so hat doch der ganze Staat im Allgemeinen die Tendenz zum Guten, die Gesetze wirken darauf hin, und jedermann, er sey selber auch noch so ungerecht, verlangt doch von Andern gerecht behandelt zu werden; ja mit dem guten Willen der Gesellschaft können wir kein Gut in derselben erlangen, das wir nicht um ihretwillen verdient haben. Welche unüberwindliche Hindernisse hat also der Böse nicht zu bekämpfen! Er hat nicht nur die Gesetze, nicht nur den Haß und die Verachtung der Guten, sondern sogar den Neid der andern Bösen gegen sich; und da besonders der

letztere sehr scharfsichtig und wachsam ist, so wird er schon einen nicht gemeinen Grad von List, Gewandtheit und Verstellungskunst besitzen müssen, wenn er sein Wesen lange mit einiger Sicherheit forttreiben will. Wer sich also nicht eines ganz besondern Maaßes jener Geisteskräfte bewußt ist, der sollte sich eben so wenig in jenen mißlichen Kampf einlassen, als ein Wanderer, der die Schleifwege im Walde nicht kennt, von der großen Heerstraße abweichen, oder einer, der des Eislaufs nicht kundig ist, sich auf die schlüpfrige Bahn wagen darf.

Dagegen ist es solchen, denen die Natur ein vorzüglich reiches Maaß von Verstand und Witz verliehen hat, ungemein schwer, dem Pfad des Guten immer treu zu folgen. Der Trieb nach Glückseligkeit nämlich, der uns antreibt, uns aller unserer Kräfte recht lebhaft bewußt zu werden, flößt ihnen ein unwiderstehliches Verlangen ein, sich ihre Geschicklichkeit recht oft zur Anschauung vorzuhalten, und sich an den Wirkungen derselben zu weiden. Ist

nun nicht gleich ein guter Zweck vorhanden, so ist ihnen auch der böse willkommen, und gemeiniglich üben sie dann ihre Kraft auf Kosten ihrer unbehülflichern Nebenmenschen. So ist z. B. kein Zweifel, daß nicht Cartouche im Bewußtseyn seiner unübertrefflichen Schlauheit sich unendlich glücklicher gefühlt habe, als mancher ehrliche Mann, der an den Folgen einer einzigen Unklugheit, z. E. einer unvorsichtigen Wahl der Gattinn, zeitlebens leiden mußte. Aber eben so gewiß ist es auch, daß dieser nämliche Cartouche noch unendlich glücklicher gewesen seyn würde, hätte er so früh die Richtung zur Tugend bekommen, als er sie zum Laster erhielt, und hätte ihm folglich die seltene Lebendigkeit seines Geistes so viel Gelegenheiten zu edeln Handlungen zugeführt, als sie ihm zu Verbrechen finden half.

8.

Wie wird der Mensch zum Handeln bestimmt?

Wenn ich irgend eine meiner Handlungen betrachte, und mich frage: von wo aus begann der erste Stoß dieser Handlung, oder wo fing sie in meiner Seele an? so gerathe ich zuletzt auf eine Kraft in mir, die ich nicht weiter erklären kann, und die die Urheber der Sprache mit dem Namen Wille bezeichnet haben. Sie ist ein Analogon der Lebenskraft, richtet sich nach ihr auf das vollkommenste in den Graden der Stärke und Schwäche, und ist vielleicht, näher untersucht, mit ihr eines und dasselbe. Sie scheint mir bey den Thieren genau die nämliche Kraft, wie im Menschen zu seyn. Wie der Hauch unhörbar durch die durchgehends zugehaltene Flöte geht, und sich erst kund thut, je nachdem ihm eine Oeffnung frey gelassen wird; so sehen wir auch des Willens mannigfaltige

Wirksamkeit nicht eher, als bis ihm eine Gelegenheit zugeführt wird, sich zu äußern. Es fragt sich also: wer führt ihm diese Gelegenheiten zu? Und hier ergiebt sich sogleich, daß es Ideen sind, die den Willen bestimmen. Was für Ideen, wird aus Beyspielen am deutlichsten werden.

Der Knabe, der nach dem Apfel greift, das Mädchen, das auf den Ball zu gehen wünscht, der träge Schüler, der aus Furcht vor dem Regenwetter nicht in die Schule gehen will — diese alle wollen etwas durch die Vorstellung des Vergnügens oder Mißvergnügens: die Mutter, die dem längstgesättigten Knaben den Apfel versagt, und der Tochter ein neues Kleid zum Balle kauft; der Lehrer, der troß dem Regen dennoch zur Schule geht: diese werden zu ihrem Wollen durch die Vorstellung der Nothwendigkeit bestimmt. Bey einigem Nachdenken wird man finden, daß sich alle möglichen Acte des Willens von diesen beyden Vorstellungen herschreiben. Indem ich am

Pulte, auf meinen Arm gestützt, eine Idee verfolge, die mir interessant geworden ist, wird mein Wille zu dieser Beschäftigung (denn auch das Denken ist ja ein Handeln) durch die Vorstellung des davon zu erwartenden Vergnügens bestimmt; indem ich aber über die Abfassung eines mir aufgetragenen Amtsberichts nachdenke, hält die Vorstellung der Nothwendigkeit meinen Willen anhaltend auf diese Meditation gerichtet.

Die Nothwendigkeit, von der ich hier rede, wird uns bald mehr, bald weniger nahe gelegt. Der Sklave, der Schulknabe, der Soldat, sieht den physischen Zwang unmittelbar vor Augen; der Handwerker wird durch die Vorstellung der nothwendigen üblen Folgen seines Unfleißes zum Arbeitenwollen gebracht; der kantische Philosoph endlich soll, wie man sagt, durch die Vorstellung der unbedingten Nothwendigkeit des Sittengesetzes zu einem durchgängig pflichtmäßigen Verhalten bestimmt werden.

Der achtungswürdigste Mensch ist unstreitig

der, der sich jede Vorstellung, die seinen Willen bestimmen soll, erst ganz klar macht. Dies geschieht indessen bey dem ungebildeten Menschen fast niemals, und bey dem gebildeten nur in wichtigern Fällen. Gewöhnlich reicht schon eine dunkle Vorstellung hin, uns zum Handeln zu bewegen, und vieles nehmen wir als nothwendig und angenehm an, bloß weil es andere dafür halten, oder weil wir selbst es von Jugend auf so angenommen haben. Daß unter andern bey allen religiösen Handlungen des gemeinen Mannes eine auf diese Art durch Verjährung festgewurzelte dunkle Vorstellung der Nothwendigkeit zum Grunde liege, darf wohl nicht erst gesagt werden.

Es giebt Augenblicke, da man ganz willenlos ist, z. B. wenn man in Gedanken ist, wachend träumt, und Worte ausstößt oder Bewegungen macht, ohne daran zu denken. Es ist eine seltsame Erscheinung, wie man in solchem Zustande zuletzt plötzlich durch einen Gedanken, man weiß nicht woher, geweckt wird, sich rasch

zusammennimmt, und durch einen Act des Willens, der gewöhnlich von einer Vorstellung der Nothwendigkeit herrührt, jenem halben Wahnsinne sogleich ein Ende macht. Wer diesem Hange zum Träumen sehr ergeben ist, kann während des Träumens zuweilen zu ganz wunderlichen Handlungen oder Reden hingerissen werden, deren er sich nachher selber schämt, und die Leuten von größerer Geistesgegenwart ganz unbegreiflich erscheinen. Aber solche, die in diesem Falle sind — gewöhnlich nervenschwache Personen — werden wohl wissen, was ich meine. Auch erinnere ich mich, daß Rousseau es irgendwo selbst von sich sagt, wie er oft in diesem Zustande der Geistesverfinsterung Dinge gethan habe, nach welchen ihn zu richten die höchste Ungerechtigkeit gewesen seyn würde.

Wenn gleich die Willenshandlungen der Menschen bey weitem dem größern Theile nach solche sind, die aus der Vorstellung der Nothwendigkeit hervorgehen, so wird doch jedermann am besten wissen, daß sie ihm nicht die

angenehmsten sind. Schon darum war von einem kategorischen Imperativ keine Frucht zu erwarten, und ihn gar auf den Kanzeln dem großen Haufen vorzuhalten, mußte billig als ein thörichtes Beginnen getadelt werden. Ein großer Theil dieses Haufens — nicht verachtungswürdige Leute — hört dem Prediger mit stiller Verwunderung zu, der ihm die Nothwendigkeit, sittlich zu handeln, beweisen will; denn er ist sich wohl bewußt, daß alle Sünden, die er je beging, Werke einer noch viel dringendern Nothwendigkeit waren. Woher nehmen und doch nicht stehlen? ist eine sehr gemeine Redensart dieser gedrückten Volksklasse, die im Schweiße ihres Angesichts kaum so viel erwerben kann, als für die ersten Lebensbedürfnisse hinreicht. Der Herr Pastor hat gut reden, hört man sie oft sagen; er weiß nicht, wie dem Hungrigen zu Muthe ist. An diese Armen hat die Moral kein Recht; denn wer für sein Leben kämpfen muß, hat nicht Zeit, an das Wohl der Menschheit zu denken. Solchen

Leuten kann man bloß durch die Klugheitslehre beykommen, indem man ihnen begreiflich macht, wie sehr sie ihren Zustand noch durch ein treuloses Verhalten gegen Andere verschlimmern können.

Aus dieser Untersuchung der Quellen aller Willenshandlungen ergeben sich mehrere Folgerungen, die für die praktische Sittenlehre von der größten Wichtigkeit sind. Ist nur die vollkommene Vorstellung der Nothwendigkeit einer gewissen Handlung erforderlich, um diese Handlung zu vollziehen: wie sollten nicht Eltern, Lehrer und Erzieher ihr Hauptgeschäft daraus machen, die Jugend so früh, so deutlich und so vollständig als möglich von dem wunderbaren Bau der menschlichen Gesellschaft, von ihrem erhabenen Endzweck, und von dem Verhältniß des Einzelnen zu ihr zu unterrichten, damit sie selbst, schon als Knaben, die Nothwendigkeit einer sittlichen Lebensordnung einsehen und ehren lernten. Denn nur an dieser Erkenntniß fehlt es Vielen, um weit bessere

Menschen zu seyn, als sie sind. Viele, die jetzt nur, so zu sagen, Naturalisten in der Tugend sind, würden wahre Weise werden, wenn sie den reinen Grund ihrer dunkeln Ahnungen klar anschauen könnten, und manchen Fehler vermeiden, den sie sich jetzt in der Meinung erlauben, dieser eine habe ja so viel nicht zu bedeuten.

Ferner: sind diejenigen Willenshandlungen die zuverlässigsten, die aus der Vorstellung des Vergnügens entspringen, nun so bleibt ja dem, der der Sittlichkeit ernstlich nachstrebt, nichts besseres übrig, als — was oben schon berührt ist — sie in sein Gefühl aufzunehmen, und sie zum Gegenstand seiner edelsten Kraftäußerungen zu machen. Dann wird jede gute That, die er hervorbringen will, ihm zum Kunstwerke; oder vielmehr, er selber wird sich zum Kunstwerke, an dem er unablässig arbeitet, das er mit inniger Selbstzufriedenheit betrachtet, das er eben so sorgfältig vor Flecken schützt, als der Maler das seinige. Will man diese Gat-

tung der Tugend Eitelkeit nennen, *) so ist es wenigstens die edelste Art derselben, so wie Sokrates wohl derjenige ist, der es in ihr am weitesten gebracht hat. Denn die — nach meinem Gefühl unendlich liebenswürdigere — Seelengröße Jesu ruhete wohl auf einer andern Grundlage.

9.

Kann man denn wirklich zu allen Zeiten moralisch handeln?

Es kann hier nicht meine Absicht seyn, den berüchtigten Streit über die Freyheit des Willens einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Längst ausgemacht ist, daß das Gesetz der Cau-

*) Dies scheint Göthe's Meinung zu seyn, wenn ich anders seinen Spruch recht verstehe:
Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

salität, dem all' unser Denken folgt, durchaus mit keiner Freyheit vereinbar seyn könne. Da niemand dies klarer ausgedrückt hat, als Fichte im ersten Buche seiner Bestimmung des Menschen, so wird es mir erlaubt seyn, einige der vorzüglichsten hierher gehörigen Stellen aus seiner Abhandlung herzusetzen.

„Ich erscheine mir als frey, heißt es S. 36, in einzelnen Begebenheiten meines Lebens, wenn diese Begebenheiten Aeußerungen der selbstständigen Kraft sind, die mir für mein Individuum zu Theil geworden; als zurückgehalten und eingeschränkt, wenn durch eine Verkettung äußerer Umstände, die in der Zeit entstehen, nicht aber in der ursprünglichen Beschränkung meines Individuums liegen, ich nicht einmal das kann, was ich meiner individuellen Kraft nach wohl könnte; als gezwungen, wenn diese individuelle Kraft durch die Uebermacht anderer ihr entgegengesetzten sogar ihrem eigenen Gesetze zuwider sich zu äußern genöthigt wird. Gib einem Baume Bewußt-

seyn, und laß ihn ungehindert wachsen, seine Zweige verbreiten, die seiner Gattung eigenthümlichen Blätter, Knospen, Blüten, Früchte hervorbringen. Er wird sich wahrhaftig nicht dadurch beschränkt finden, daß er nun gerade ein Baum ist, und gerade von dieser Gattung, und gerade dieser Einzelne in dieser Gattung; er wird sich frey finden, weil er in allen jenen Aeußerungen nichts thut, als was seine Natur fordert; er wird nichts anders thun wollen, weil er nur wollen kann, was diese fordert. Aber laß sein Wachsthum durch ungünstige Witterung, durch Mangel an Nahrung, oder durch andere Ursachen zurückgehalten werden; er wird sich begränzt und gehindert fühlen, weil ein Trieb, der wirklich in seiner Natur liegt, nicht befriedigt wird. Binde seine frey umherstrebenden Aeste an ein Geländer, nöthige ihm durch Einpfropfung fremde Zweige auf, er wird sich zu einem Handeln gezwungen fühlen. Seine Aeste wachsen allerdings fort, aber nicht nach der Richtung, die

die sich selbst überlassene Kraft genommen haben würde; er bringt allerdings Früchte, aber nicht die, die seine ursprüngliche Natur forderte. — Im unmittelbaren Selbstbewußtseyn erscheine ich mir als frey: durch Nachdenken über die ganze Natur finde ich, daß Freyheit schlechterdings unmöglich ist. Das erstere muß dem letztern untergeordnet werden, denn es ist selbst durch das letztere sogar zu erklären."

S. 45. „Ein Wollen ist das unmittelbare Bewußtseyn der Wirksamkeit einer unserer inneren Naturkräfte. Das unmittelbare Bewußtseyn eines Strebens dieser Kräfte, das noch nicht Wirksamkeit ist, weil es durch gegenstrebende Kräfte gehemmt wird, ist im Bewußtseyn Neigung, oder Begierde; der Kampf der streitenden Kräfte, Unentschlossenheit; der Sieg der einen, Willensentschluß. — Die Kraft, welche jedesmal siegt, siegt nothwendig; ihr Uebergewicht ist durch den Zusammenhang des Universums bestimmt; sonach ist durch den-

selben Zusammenhang auch die Tugend, die Untugend und das Laster jedes Individuums unwiderruflich bestimmt. — Aber darum hört die Tugend nicht auf, Tugend, und das Laster, Laster zu seyn. Der Tugendhafte ist eine edle, der Lasterhafte eine unedle und verwerfliche, jedoch aus dem Zusammenhange des Universums nothwendig erfolgende Natur."

S. 47. „Es giebt Reue, und sie ist das Bewußtseyn des fortdauernden Strebens der Menschheit in mir, auch nachdem dasselbe besiegt worden, verbunden mit dem unangenehmen Gefühle, daß es besiegt worden. — Belohnung und Strafe sind die natürlichen Folgen der Tugend und des Lasters zur Hervorbringung neuer Tugend. Durch häufige bedeutende Siege nämlich wird unsere eigenthümliche Kraft ausgebreitet und verstärkt; durch Mangel an aller Wirksamkeit oder durch häufige Niederlagen wird sie immer schwächer. — Verschuldet hat sich derjenige, und ihm wird sein Vergehen zugerechnet, der die Gesellschaft nö-

thigt, künstliche äußere Kräfte anzuwenden, um die Wirksamkeit seiner der allgemeinen Sicherheit nachtheiligen Triebe zu verhindern."

Bekanntlich wendet sich der große Denker, dessen Worte ich hier entlehnt habe, trotz der ungemeinen Klarheit, mit der er diese Ansicht der Welt und der Menschennatur aufgefaßt hat, zuletzt mit Abscheu von derselben weg, um auf der Bahn des Glaubens eine den Wünschen seines innersten Gefühls schmeichelndere Perspective zu gewinnen. Was soll nun aber der thun, der ihm auf diese Bahn nicht folgen kann? Und wie kann man ihm mit voller Ueberzeugung dahin folgen wollen, da man sich auf der ersten schon an ein Ziel geführt sieht, von welchem aus gar kein zweytes mehr möglich zu seyn scheint? Soll man mit ihm sein Daseyn verwünschen, das man nun als eine Sklavenkette erkannt hat, von der nur in der Todesstunde Erlösung zu hoffen ist? Muß man nicht unwillig auf den Schöpfer werden, der, recht als hätte er seinen Spott

mit uns treiben wollen, unmittelbar neben der Erkenntniß, daß wir nichts als todte Werkzeuge in seiner Hand sind, uns den brennenden Wunsch eingepflanzt hat, selbst Götter, selbst Urheber unserer eigenen Ideen und Thaten zu seyn? Welch ein heilloser Betrug! Ist mir das Selbstbewußtseyn nur dazu gegeben, daß ich gleichsam müssig dabeystehen und zusehen soll, wie in mir gedacht und gehandelt wird, und mich betrüben, daß nichts besseres in mir geschiehet?

Doch getrost! Er, der uns die Kraft des Denkens und des Glaubens verlieh, und an dem mannigfaltigsten Spiel der Geister wie der Farben und Gestalten seine Freude zu finden scheint, hat auch von jeher dafür gesorgt, daß selbst der wunderlichste Schwärmer in seinem Glauben, wofern es nur ein recht fester Glaube war, seine Beruhigung, sein Glück finden sollte. Auch dir, der du über die Aussicht, die der Determinist dir eröffnet hat, für jetzt noch in Schrecken starrend dastehst, wird

ein Trostgrund nahe seyn, wenn du ihn nur aufsuchen willst. Sage mir doch zuerst, was beunruhigt dich denn am meisten? Etwa der Gedanke, daß du nun oft in den Fall kommen werdest, es mit ansehen zu müssen, wie die guten Kräfte in dir etwas sehr Edles hervorbringen werden, an dessen Stelle du gern etwas Schändliches gethan haben möchtest? „Nicht doch, das wäre noch zu ertragen; ja ich wäre dem Fatum Dank dafür schuldig." Oder fürchtest du, die Nothwendigkeit werde dich nun oft in unkluge, niederträchtige Handlungen hinabreißen, deren traurige, entehrende Folgen du alle tragen müßtest, während dein Bewußtseyn dich doch von allem Antheil an diesen Handlungen frey spräche?

Allerdings ein fataler Fall! Aber bedenke einmal, kannst du wohl je in diesen Fall kommen? Nimmermehr. So lange deine Furcht währt, bist du sicher vor der Gefahr, eine jener gefürchteten Handlungen zu begehen. Eben um deiner Furcht willen erspart dir das Schick-

sal jede Handlung, die dich betrüben könnte. Den wunderbaren Zusammenhang dieser Dinge mag ein gemeines Beyspiel erläutern. Gesetzt, es fände sich auf der Wachparade ein Soldat ohne Gewehr ein, und antwortete auf Befragen folgendes: Es sey ihm durchaus nicht beygefallen, das Gewehr mitzunehmen, er habe auf alle seine Ideen beym Ankleiden und Weggehen genau Achtung gegeben, aber die, daß er auch das Gewehr brauche, sey durchaus nicht darunter gewesen; er hoffe Verzeihung zu erhalten, denn er könne unmöglich glauben, daß man so ungerecht seyn werde, ihn für etwas zu bestrafen, das er nicht selbst verschuldet habe, sondern welches die nothwendige Folge der mangelhaften Productionskraft seiner Phantasie gewesen sey. — Gesetzt, er spräche so, was würde der Hauptmann antworten? Unstreitig würde er, ohne auf seine Rechtfertigung die mindeste Rücksicht zu nehmen, die doch ganz gerecht seyn könnte, ihn als einen absichtlichen Uebertreter der ihm wohl

bekannten Gesetze strafen, und die sichere Folge dieser Strafe würde seyn, daß weder dieser Soldat noch irgend einer seiner Kameraden jemals wieder sein Gewehr vergessen würde. Wie nun hier die deutliche Einsicht in die Folgen einer gewissen unrechten Handlungsart allemal unausbleiblich den Willen zu der entgegengesetzten Handlungsart bestimmt, so kannst auch du, der du fürchtest, dein Wille in dir möchte einmal etwas gegen deine deutlichste Einsicht unternehmen, sicher darauf rechnen, daß eben diese Einsicht, wenn sie wirklich deutlich ist, auch immer die oberste Beherrscherinn deines Willens seyn werde. Denn das Vermögen, mit welchem du deinen Combinationen zusiehst, ist ja eben das Combinationsvermögen selbst, und indem du denkst, daß durch dein Denken etwas dir nicht angenehmes, bewirkt werden könne, weckst du ja die Vorstellung der Nothwendigkeit in dir auf, daß mithin anders gehandelt werden müsse, und diese Vorstellung der Nothwendigkeit war ge-

rade erforderlich, deinen Willen zum Anders-handeln zu bestimmen.

Es ist also immer dasselbe, man handle mit dem Bewußtseyn der Freyheit oder der Gebundenheit. Immer wird geschehen, was nach den Gesetzen unserer innern Kräfte geschehen muß; die Vorstellungen des Vergnügens und Mißvergnügens oder die der Nothwendigkeit werden auf unsern Willen wirken, und indem wir uns selbst beschauen, werden wir nicht anders sagen können, als daß wir es sind, die da denken, wollen und handeln. So ungefähr würde man sich den Mechanismus eines perpetuum mobile zu denken haben, ein Zirkel von Rädern, deren jedes in das nächste griffe, bis endlich das erste sich mit dem letzten dergestalt vereinigte, daß man nicht wüßte, ob es dieses triebe, oder von ihm getrieben würde. Hier ist abermals eine von den Gränzen, wo die Neugier verstummen und der Anbetung weichen muß.

Noch könnte man fragen: wenn es die Ab-

sicht der Natur war, uns durch eine unendliche Menge von verworrenen Fußsteigen vermöge ihrer blinden Gewalt nicht unserm, nur ihrem letzten Zwecke entgegen zu führen, warum jagte sie uns durch diese zahllosen Umwege, ließ uns in so viel Gruben fallen, und oft so schmerzhaft wieder aufstehen? Wozu das Gaukelspiel, uns so zu täuschen, daß wir glauben mußten, wir wählten selbst die Wege, und setzten uns selber das Ziel vor? Diese Frage ist nahe verwandt mit der: Warum gab die Natur uns dieses Auge, das die Bewunderung des Anatomen ist, und knüpfte das Erkennen der sichtbaren Gegenstände an so wunderliche Bedingungen in demselben, da sie doch immer neue Wunder zu Hülfe nehmen muß, um durch diese vielen uns doch ewig unerklärlichen Wege eine Sensation der äußern Gegenstände auf unser Gemüth möglich zu machen? Warum ersparte sie sich nicht die vielen künstlichen Häute und Feuchtigkeiten, und verschloß unsern Kopf vorne so wie hinten? Es kam ja

nur auf ihr Wollen an, um uns durch die bloße glatte Haut eben so gut von der Farbe und Gestalt entfernter Körper zu unterrichten, als sie uns durch diese von der Härte und Glätte näher belehrt hat. — Es wird schwer seyn, auf diese Fragen eine Antwort zu finden; doch ist so viel klar, daß wenn man diese Fragen immer weiter verfolgen wollte, man zuletzt auf diese stoßen würde: wozu am Ende ist die Welt erschaffen? Aber selbst bey dieser Frage äfft uns der in den Gesetzen unserer Denkkraft vernehmbare Weltgeist durch eine andere. Wozu, fragen wir nämlich wieder, wozu dieser ungeheure Raum, wenn nicht die Welt darin schwebte?

Doch genug des Speculirens. Es kam hier nur darauf an, zu zeigen, daß kein Determinismus die Moral überflüssig machen könne, ja daß diese Anfangs trostlos scheinende Ansicht nichts in der Sache selbst verändere, ja sogar bey näherer Beleuchtung ihre Trostlosigkeit gänzlich verliere, indem diese ja nur

dann bleibend seyn könnte, wenn wir durch die Erkenntniß auch das Gefühl der Freyheit verlören, welches aber durch keine Demonstration je geschehen wird, da es ein unabtrennbarer Bestandtheil unsers Selbstbewußtseyns zu seyn scheint. Eben so wie die genauste Einsicht in die Wahrheit des copernicanischen Sonnensystems auch in dem größten Astronomen nimmermehr das fortwährende Gefühl austilgen wird, daß er, und mit ihm die Erde, feststehe, und daß er zu allen Zeiten oben auf derselben ruhe, unmöglich aber mit den Sohlen an ihrer untern Fläche, wie eine Fliege an der Decke, hangen könne. Man sieht, wie analog dieser Glaube jenem ist, und wie weislich die Natur verfuhr, als sie beide, unserer Erkenntniß zum Trotze, gleichsam wie einen Machtspruch unserm Gemüthe aufdrang. Man wird auch nicht einwenden wollen, daß mancher vielleicht eben darum das ihm mögliche Gute unterlassen könnte, weil er glaubte, er könne ja doch aus eigner Kraft nichts thun.

Wem es so sehr an nothwendigen Aufforderungen zu einem Guten fehlt, daß er diese Betrachtung anstellen kann, der würde es sicher auch ohne die Betrachtung unterlassen.

Nicht also mit der Freyheit fällt Tugend und Laster, sondern mit dem Glauben an die Freyheit. Dieser Glaube aber ist unaustilgbar. Laßt uns also immer fortfahren, von jedem Menschen jedes moralische Gute streng zu fordern, ohne alle Rücksicht auf seine Kräfte. Indem wir alle die Forderung an ihn thun, spannen wir seine Kräfte zugleich zu dem erforderlichen Grade. So tadeln Recensenten den schlechten Schriftsteller eigentlich mit Unrecht; denn er würde ja von selbst wohl besser geschrieben haben, wenn er das Vermögen dazu gehabt hätte; aber doch ist die Furcht vor ihrem Tadel die unsichtbare Kraft, die jedes Gute hervorbringt. Laßt uns die Vorstellung von der Nothwendigkeit einer durchaus sittlichen Gesinnung früh in die Seelen unserer Kinder pflanzen, und sie täglich darin erneuern, damit sie

sich streng gewöhnen, jede andere Idee, die ihnen aufsteigt, schnell mit jener in Beziehung zu bringen. Halten wir ihnen so viele gute Beyspiele als möglich vor, damit ihr biegsames Organ gleichsam als Schößling schon die Richtung zum Guten annehme, die ihm durchs ganze Leben bleiben soll. Laßt uns schon das kleinste sittliche Versehen an ihnen ernstlich rügen, damit nie eine Schlaffheit in derjenigen Ideenreihe Platz finden könne, die zu der höchsten sittlichen Idee hinführt. Die Mutter, die ihrem Kinde eine Unart ungestraft hingehen läßt, angeblich aus dem Grunde, daß es ja nur ein Kind sey, und es nicht besser verstehe, verräth eine wahrhaft bemitleidenswerthe Einfalt. Es ist gerade so, als wenn der oben angeführte Hauptmann den Soldaten ohne Gewehr wegen seines Vergessens bedauerte, und seiner Rechtfertigung Beyfall gäbe. Wer von dem Werthe und der Nothwendigkeit moralischer Gesinnungen deutliche Begriffe hat, der predige sie laut, damit er seine Einsicht so

vielen als möglich mittheile, denn je mehr er die Ideen Anderer berichtigt, desto mehr zwingende Motive zum Guten bringt er in ihnen hervor. Will es hier jemand als eine Erfahrung anführen, daß die beste Erkenntniß oft gar keinen Einfluß auf das Handeln habe: so kann man dreist darauf antworten, daß da, wo dies der Fall zu seyn scheint, die Erkenntniß wohl ein auswendig gelerntes und um der Leute willen sorgsam zur Schau getragnes Wissen, aber nimmermehr eine in Geist und Herzen lebendig fest gewurzelte Ueberzeugung seyn könne. Den Fall ausgenommen, wo bey einem heftigen Temperamente die Hitze der Leidenschaft auch den vernünftigsten Mann auf Augenblicke in einen Wahnsinnigen umwandeln kann.

10.

Hülfsmittel zur Sittlichkeit.

Die Weisheit des Weltschöpfers hat dafür gesorgt, daß die Erreichung eines Hauptzwecks der Natur niemals nur der Einsicht und dem Gutdünken seiner Geschöpfe allein überlassen seyn sollte. So hat er die Selbsterhaltung und die Fortpflanzung selbst der vernünftigen Wesen an ein Paar allmächtige Triebe gebunden, und so hat er auch dafür gesorgt, daß das Uebergewicht der sittlichen Ideen in der Gesellschaft, ohne welches diese sich selbst aufreiben müßte, nicht von der Vernunft allein abhinge, sondern durch eine Menge der verschiedensten fremdartigen Triebfedern mitbewirkt würde. Diese, zum Theil aus egoistischer Quelle selbst herfließend, sind vorzüglich der Ehrgeiz, die Eitelkeit, das gute Herz, die Gewohnheit, das moralische Gefühl, die

Furcht, das Mitleid, das Gewissen, die Religion.

Vielleicht möchte man in diesem Verzeichnisse auch die natürliche Schwäche erwarten. Allein diese, wiewohl sie durch frühe Gewöhnung zu einer guten Richtung geführt, sehr brauchbare, oft sogar liebenswürdige Menschen hervorbringen kann, ist doch eben so oft, und öfter vielleicht, die Wurzel der verächtlichsten Niederträchtigkeit und Bosheit. Ja eben so gut könnte man im Gegentheil die körperliche Stärke als ein großes Hülfsmittel zur Tugend nennen, da sie die zur Selbsterhaltung nöthigen Mittel leichter herbeyschafft, um deren willen der Schwache so oft zum Verbrecher wird, und da sie dem Reize zur Sünde nicht so leicht unterliegt, auch weniger zum Müssiggange, dem bekannten Anfang aller Laster, hinzieht.

Wenn man das zugiebt, was ich oben von der Tugend gesagt habe, daß sie nämlich ihr schönstes Leben der Freude an der eigenen Ver-

nunftkraft verdankt, und daß das Selbstgefühl des Weisen demjenigen ähnlich ist, mit welchem eine wahrhaft schöne Person sich selbst betrachtet: so wird man auch gestehen müssen, daß der Ehrgeiz eins der wirksamsten Hülfsmittel zur Tugend sey. Denn was kann mit der Freude an eigener Vollkommenheit näher verwandt seyn, als die Begierde, Andere zur Achtung dieser Vollkommenheit zu nöthigen? Zwar ist der Ehrgeiz, als ein aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehendes Streben, eigentlich nur auf den Erwerb äußerer Vorzüge gerichtet; indessen da man mit diesen allein noch nicht die vollkommene Achtung der Menschen erlangen kann, so ist der Ehrgeizige auch zu einem sittlichen Verhalten gegen Andere genöthigt, aus dem die Welt auf die Richtigkeit der moralischen Ideenreihen in seinem Kopfe wenigstens soll schließen können. Auf diese Art wird der Mann von Ehre, wenn er zugleich klug ist, schon um seines äußern Credits willen sich keine schlechte Handlung erlau-

ben, sondern immer mit größter Sorgfalt den Schein der Rechtlichkeit bewahren, da ausgenommen, wo er sich mit seines Gleichen zusammenfindet, vor denen er nicht nöthig zu haben glaubt, seine Grundsätze für etwas mehr als politische auszugeben. Wer sieht nicht, daß in diese Klasse von rechtlichen Leuten der größte Theil der sogenannten gebildeten Welt gehört? Sie sind zum Umgange recht brauchbar und angenehm, aber — es ist unächte Farbe, die die Prüfung nicht aushält. Thöricht wäre es, ihnen unbedingt zu vertrauen; der Weise wählt aus ihnen seine Freunde nicht.

Ob man den Ehrtrieb bey der Erziehung benutzen solle, ist kaum eine Frage. Schon der alte Homer legt den Vätern, die ihre Söhne entlassen, als den Kern aller Lehre die Ermahnung in den Mund:

„Immer besser zu werden, und höher zu
„streben vor Andern,"

und ich wüßte gar nicht, welche Vorstellung schon dem Kindesalter faßlicher gemacht wer-

ben könnte, als die, daß der Fleißigste, der Geschickteste und der Sittlichste bey guten Menschen auch immer der Geachtetste sey; daß nichts Schimpflicheres und Traurigers erdacht werden könne, als ein Mensch, der auch gar nichts an sich habe, was ihn seinen Mitmenschen werth machen könne, und der wegen seiner Schlechtheit von allen verachtet werde; daß man noch nicht ruhen dürfe, so lange man noch einen Mitschüler über sich sehe, der verständiger, besser und fleißiger sey, und daß die größten Männer auch als Kinder schon gezeigt hätten, daß ihnen das Gewöhnliche, Gemeine bey weitem nicht genügte. Was man gegen diese Anspornungen einwenden könnte, wäre etwa dieses, daß solche Kinder in der Folge alles nur um des Ruhmes willen thun würden; allein abgesehen davon, daß dieß gar kein Unglück für die Welt seyn würde, ist es ja einem verständigen Erzieher gar nicht schwer, in reifern Jahren, nachdem der Trieb nach dem Edleren einmal so

schön geweckt und angefacht ist, allmälig dem Streben nach fremder Achtung das edlere Wohlgefallen an sich selbst unterzuschieben, für welches auch jüngere Kinder schon Sinn genug verrathen. So sieht man nicht selten einen gutartigen Knaben, der unwillig eine Spielstunde aufopferte, um etwa ein Musikstück einzuüben, zuletzt, nachdem die Uebung herrlich gelungen ist, freudig herumspringen, und dem Vater danken, daß er ihn mit Ernst zu der Arbeit angehalten habe.

Ganz anders, als mit dem Ehrgeize, verhält es sich mit der Eitelkeit. So glaube ich, ist die Auszeichnungssucht solcher Menschen zu nennen, die, zu beschränkt am Geiste, um sich ein einziges großes Ideal ihrer Strebungen vorzustellen, das mit der Totalität ihrer Kräfte erreicht werden müßte, sich begnügen, einzelne kleine Züge zu einem solchen Ideale zu ergreifen und vor den Augen der Zuschauer wohlbehaglich zu verwirklichen. So beeifert sich ein eitles Weib, weit entfernt, durch

die Harmonie ihres ganzen Wesens ein Bild schöner Weiblichkeit darzustellen (wovon sie vielleicht gar keinen Begriff hat), den Männern eine schöne Hand, einen zierlichen Fuß, weiße Zähne, eine melodische Stimme, oder sonst einen einzelnen Vorzug, dessen sie sich bewußt ist, unaufhörlich vor die Augen zu rücken. So drängt sich mancher Wicht, der im Herzen vor dem Gedanken erschrickt, sich von seinem lieben Ich zu trennen, und mit Leib und Seele nur für das große Ganze zu leben — so drängt er sich hinzu, wenn eine einzelne That der Menschenliebe geschehen soll, oder ergreift eine Gelegenheit, wo vieler Ohren und Augen auf ihn gerichtet sind, durch schöne Worte eine hohe Meynung von seinem gefühlvollen Herzen oder seinen edeln Grundsätzen zu erregen; er macht fremde Wohlthaten rühmend bekannt; wünscht sehr, unter den Almosensammlern und Beschützern der Armen oder des unterdrückten Talents mit seinem Namen in öffentlichen Blättern zu prangen, stellt sich gerührt von fremder

Uneigennützigkeit, und spricht mit Betrübniß von den Fehlern des Nächsten. Obgleich die Vorsehung dafür gesorgt hat, daß selbst aus der Armseligkeit dieser Schwachen dem Ganzen hie und da auf mancherley Weise ein Gutes zufließt, so sey es doch fern von jedem Lehrer, der nicht selbst zur Klasse dieser Wichte gehört, zur Entstehung oder Nährung dieser Schwäche absichtlich beyzutragen. Denn nicht genug, daß die wenigen gleißenden Handlungen, die aus dieser Quelle hervorgehen, ganz und gar keinen Werth haben, so wenig etwa, als die vergoldeten Nüsse die Buchsbaumpyramide, an der sie hangen, zum Range eines Fruchtbaums erheben: der Thor, der sich dieser Art von Eitelkeit ergeben hat, ist eben dadurch auf immer zur wahren Tugend verdorben, indem er nun in jener ein Surrogat für diese gefunden zu haben glaubt, das ihn noch überdies der Beschwerden überhebt, die seiner Meynung nach mit der anhaltenden Tugendhaftigkeit verbunden sind. Nicht genug also kann man die Ju-

gend vor dieser Aftertugend warnen, ja man sollte sie, wo sie sich zeigt, nach den Umständen ahnden oder dem Gespött Preis geben.

Eine der sichersten Stützen einer einmal begründeten tugendhaften Gesinnung (leider freylich auch des einmal festgewurzelten Lasters) ist die Gewohnheit. Ihre wunderbare Macht gleicht jener mechanischen Kraft, die man die Trägheit der Körper nennt, und ohne sie würden unzählige neue Anstrengungen der ersten bewegenden Kraft nöthig seyn, die wir jetzt dafür zu vielerley neuen Verrichtungen brauchen können. Selbst das schwerste Geschäft macht sie leicht, den gefährlichsten Seiltanz zum Possenspiel, den Kampf mit den Wogen des Weltmeers zur Lust, und Aufopferungen für Andere zum süßen Geschäfte. Auch die Sittlichkeit, wie Alles, wird uns durch sie zur andern Natur, so daß wir zuletzt die Pflicht wie aus einem bloßen Mechanismus üben, und die entgegengesetzte lasterhafte Handlungsweise ganz unmöglich finden. Welches jedoch den Werth

des Tugendhaften nur in den Augen derer herabsetzen kann, die etwa auch von einem bewundernswürdigen Virtuosen sagen würden, seine Fertigkeit sey gar keines Rühmens werth, weil er sie ja durch vieles Spielen ganz natürlich erworben habe. Hat nun die Gewohnheit eine wunderbare Kraft, ja, ist sie sogar mit dem sogenannten Charakter eines und dasselbe: woher in aller Welt denn diese unbegreifliche Sorglosigkeit der meisten Eltern und Erzieher in diesem Hauptgeschäft aller Erziehung? Wenn Ihr nicht frühe Eure Kinder zu der Handlungsweise gewöhnt, von der Ihr doch wünschet, daß sie dieselbe als Jünglinge und Männer unausgesetzt beobachten möchten: wenn glaubt ihr denn, daß dieselbe sich einfinden werde? Stellen sich denn bey einem Knaben, der niemals ernstlich zur weisen Benutzung seiner Zeit, zur Bedachtsamkeit, zur Bescheidenheit, zur Ordnung angehalten worden ist, diese Tugenden etwa so wie das Barthaar mit dem Jünglingsalter von selber ein?

Denkt ihr denn gar nichts bey den weisen Sprüchen der Alten: Was ein guter Haken werden soll, krümmt sich bey Zeiten; und: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr? Was tausend Thörinnen zu unglücklichen Müttern gemacht hat, ist die einzige unselige Redensart: Es wird wohl noch kommen. Die weisen (aber wie viel sind deren?) sagen dafür: Es muß geholt werden. Alle Hülfstugenden sind ohnehin von der Art, daß sie nur durch einen sehr geläufigen Mechanismus leicht werden, und daher im Alter nie nachgeholt werden können, wenn sie in der Jugend versäumt worden sind. Dahin gehören die Ordnung, die Pünctlichkeit, die Sparsamkeit und die Reinlichkeit. Auch die ununterbrochene Thätigkeit wird demjenigen sehr schwer, den erst spät die Noth dazu zwingt. Die Schamhaftigkeit, da sie eine bloß conventionelle Tugend ist, beruht einzig auf früher und strenger Gewöhnung; wo aber diese Statt gefunden hat, ist sie dafür auch von solcher Kraft, daß man

sie für einen Naturtrieb halten könnte. Jeder Fehler also, der der Trägheit des Kindes übersehen wird, ist als ein Rückschritt desselben in der entgegengesetzten Tugend zu betrachten, und dem Vater, der nicht mit der strengsten Consequenz jeden solchen Rückschritt verhütet, sondern es ruhig mit ansehen kann, wie die einmal angefangene Gewöhnung hundertmal unterbrochen wird, ist auf den Kopf zuzusagen, daß er die Sittlichkeit seines Kindes nicht achte, nicht wolle.

Was brachte denn die felsenfesten religiösen Ueberzeugungen in den Köpfen so vieler tausend Märtyrer aus dem gemeinsten Volke zur Zeit der Glaubensverfolgungen hervor? Was anders, als die blinde Autorität der Eltern, der Verwandten und der Lehrer? Diese hatten es geglaubt, also mußte es wahr seyn. Ja, sehen wir auf uns selbst, so müssen wir gestehen, wir haben einen großen Theil dessen, was wir für wahr halten, einzig auf Glauben angenommen. Wie sollten wir also

nicht eilen, unsern Kindern bey Zeiten diejenigen Grundsätze durch unaufhörliche Wiederholung einzuimpfen, die einst in ihnen mit religiöser Kraft wirken sollen? Die berühmte Maintenon, eine der züchtigsten Frauen, die je gelebt haben, hatte es als eine feste Maxime wohl tausendmal von ihrer Mutter gehört, es sey nichts unanständiger, als einen Mann zu umarmen, ja ihre Mutter selbst hatte sie in ihrem Leben nur zweymal umarmt. Daher die hohen Begriffe von weiblicher Schamhaftigkeit, die diese Frau bey großem Verstande und in den üppigsten Hofzirkeln mit unerschütterlichem Ernst behauptete. Unsere jetzige Töchtererziehung mit Inbegriff der unzüchtigen Lesereyen, die man jetzt schon in den Händen zehnjähriger Mädchen antrifft, steht damit in einem trefflichen Contraste. — „Ein Freund des Verfassers, ein sehr ordnungsliebender und ökonomischer Mann, durfte vor seinem zwölften Jahre kein Geld anrühren, und lernte dasselbe früh als etwas Heiliges an-

sehen, weil sein dürftiger Vater ihm oft erklärte, wie sauer es zu verdienen sey. Dies fällt mir immer ein, so oft ich Kinder mit Gelde spielen sehe. Es scheint ein unschuldiges Spiel, aber es kann leicht das unglücklichste von allen werden.

Ich habe oft die künstliche Erziehung in vornehmen Häusern als unnatürlich bespötteln hören, vermöge welcher ein dreyjähriges Kind schon so fertig in den Regeln des feinen Anstandes dressirt ist, daß es auf den Wink schweigt, spricht, kommt, geht, bittet, sich bedankt, die Hand küßt, eine Verbeugung macht, u. dgl. Man meint nämlich, dadurch werde die eigene Kraft ertödtet, und das heiße einen Pfirsichbaum am Spalier erziehen. Mich dünkt, es heißt einen jungen Baum durch Anbinden an einen Pfahl vor dem Krummwachsen sichern. Man sehe doch nur die Früchte jener bespöttelten Erziehung. Es sind keine andern, als daß der Edelmann sich von Hause aus durch ein feines Betragen und einen edlen Anstand so

sehr vor dem Bürger auszeichnet, daß er von einer edlern Race erzeugt scheint. Ja wenn man in einem adeligen Hause an der bescheidenen Artigkeit der Kinder seine Freude hat, so möchte man an der Tafel eines modernen Pädagogen vor Aerger bersten, daß man über dem Lärm der Kinder sein eignes Wort nicht hören kann. Wo wahre Kraft ist, da kann sie niemals unterdrückt werden. Aber Richtungen kann man ihr früh geben; und wer gäbe ihr bey seinen Kindern nicht gern diejenige, die er für die wohlthätigste erkennt?

Ich kann hier eine schöne Gewöhnung nicht übergehen, die den Erziehern nicht genug zu empfehlen ist, die Gewöhnung schon der kleinsten Kinder an den Gedanken an Gott. Wie man auch über die Religion urtheilen möge, so wird doch jeder gestehen müssen, daß dieser Gedanke in den Händen des Erziehers ein schönes Vehikel werden kann, seinen Lehren eine heilige Autorität zu geben. Der Glaube an einen allsehenden Zeugen unserer Handlungen,

der zugleich ein gütiger Vater sey, kann Kindern, die noch nicht grübeln, sehr interessant gemacht werden, und es wird dadurch ein gewisser Idealismus erregt, der, wenn ihn auch späterhin Geschichte und Philosophie wieder abstreifen, doch alle die guten Gewöhnungen im Manne zurückläßt, die man dem Kinde damit einimpfte. Bey den Mädchen wäre dies fast noch mehr als bey Knaben zu empfehlen. — Doch genug der Abschweifungen!

Sehr nahe mit der guten Gewohnheit hängt das sogenannte gute Herz zusammen, das im gemeinen Leben so sehr gerühmt, und von denen, die sich weise dünken, so tief verachtet wird. Die letztern meinen nämlich, es sey im Grunde nur Schwäche, wo nicht gar Dummheit, und da es nicht das Werk der Vernunft sey, fast ganz ohne Werth. Ich an meinem Theile rathe sehr, jeden zu fliehen, der diese Sprache redet; er selber hat gewiß kein gutes Herz, sonst würde er ein Gut

nicht so schnöde verlästern, das diejenigen, die es besitzen, so glücklich macht.

Gewöhnlich hört man das Lob des guten Herzens aus dem Munde der Liebenden, wenn sie von ihren Geliebten sprechen. Dies könnte uns vielleicht auf den eigentlichen Sinn dieses Lobspruches führen. Welche Eigenschaft ist es nämlich, die uns an dem theuren Gegenstande unserer Zärtlichkeit so einzig entzückt, wie an keinem andern Wesen? Ist es nicht das arglose Hingeben der Geliebten, das süße Vergessen ihrer selbst in den Armen des Mannes, dem sie sich ergab; das kindliche Vertrauen zu seiner Güte, das willige Mittheilen des Kostbarsten und Heiligsten, was sie hat, in der sichern Ueberzeugung, daß er dessen würdig sey, ja noch unendlich mehr als das verdiene? Wer je die Sprache dieser Empfindung in dem verklärten Himmelsblick eines keuschen Weibes gelesen hat, der wird wissen, was er dabey zu denken hat, wenn er das gute Herz nur für ein Eigenthum der Dummen erklären hört.

Fern vom Geräusch der großen Welt, in Häusern, wo ein ächter Familiengeist herrscht, wie ihn uns der Dichter der Luise und des Pfarrers von Wakefield so reizend schildern, geht das gute Herz, das zuerst den biedern Gatten an die züchtige Gattinn zog, wie ein Vatersegen auf die Kinder über, die aus dieser glücklichen Ehe erwachsen. Wie die unschuldigen Kleinen ihre Eltern nie anders als liebreich und gütig mit einander umgehen sehen, ja von der Mutter oft ins Geheimniß gezogen werden, wenn sie dem Vater an einem Feste eine freudige Ueberraschung bereiten will; wie dieser beym Nachhausekommen mit seinem Oberrocke auch seinen Ernst ablegt, Mutter und Kinder liebkosend umarmt, und nun in sorgloser, hingegebener Vertraulichkeit alles erzählt, was er gehört hat, alles mit seinen Lieben bespricht, was er thun will, nichts Geheimes vor ihnen hat, weil er sie als zu seinem Selbst gehörig betrachtet: so fassen auch die unverderbten Kinder früh den herzlichen,

vertraulichen Sinn der Eltern auf, und das zarte Gemüth gewöhnt sich vom Mutterbusen an zur treuherzigen Hingebung, zum arglosen Vertrauen gegen Jeden, den es kennt, und trägt selbst dem Fremden ein Herz voll Unbefangenheit und Wohlwollen entgegen. So gewöhnt an eine offene Mittheilung, an ein Voraussetzen derselben Güte bey Andern, ist nun allerdings der treuherzige Jüngling bey seinem Eintritt in die große Welt den Politikern eine höchst naive Erscheinung, und wenn er es nicht bald inne wird, daß auf diesem weiten Marktplatze des Eigennutzes andere Maximen, als im väterlichen Hause, gelten, so wird er freilich dem Verdachte der Einfalt schwer entgehen können. Ja, was sage ich, dem Verdachte? Da es die Klugheit wirklich darauf anlegt, Andern Vortheile abzugewinnen, und das gute Herz vorzüglich in der Bereitwilligkeit besteht, Andern so viel Vortheile als möglich zu lassen und zu gönnen: so stehen beide ge-

radehin in Opposition gegen einander, und der gutmüthige Jüngling wird, um nicht für sein gutes Herz unaufhörlich zu leiden, und ein Ball jedes Schlaukopfes zu werden, an nichts eifriger arbeiten dürfen, als an der Unterjochung seines wohlwollenden Gefühls unter die Herrschaft der Klugheit; welches jedoch nur wenigen ganz gelingt, weil das politische Leben, wie jede Kunst, früh geübt seyn will.

In einem auffallenden Contraste mit diesem Bilde stehen diejenigen Menschen, die unter einem so feindseligen Gestirn geboren wurden, daß der Hauch der Liebe ihr junges Herz nie erwärmend berühren konnte, die vielleicht ohne Mutter aufwuchsen, und einzig von der Barmherzigkeit, wo nicht gar von der bezahlten Amtspflicht fremder, kalter Menschen ihre kümmerliche Nahrung empfingen. Ausgestoßen in die Oede eines menschenleeren Aufenthalts oder in den Tumult eines wilden Volksgedränges, das kalt bey ihnen vor-

überströmte, und in welchem jeder Einzelne nur seinem Vortheile oder seinem Genusse nachstürzte, konnte in ihrem erschreckten Gemüthe wohl nie eine Ahnung davon aufkommen, daß unter diesen Millionen von Menschen Einer für den Andern vorhanden seyn, Einer an des Andern Daseyn, oder gar am Wohl des Ganzen seine Freude finden könnte. So weit erwachsen endlich, um in dies Gewühl selbst mit eintreten zu können; von der Noth gezwungen, ihren Unterhalt in demselben zu suchen; und nicht im Geringsten unterstützt von äußern Hülfsmitteln, müssen sie sich einzig auf sich selbst verlassen, aus ihrem eignen Vorrath die Mittel erfinden, und die Thorheiten Anderer zu Hülfe nehmen, um nur ihren Platz zu behaupten. Welchen harten Stand findet solch ein Armer da! Ringsum sieht er Tausende seines Gleichen, die mit ihm nach einem Ziele streben; unzähligemal wird ihm, was er schon fest zu halten glaubte, vor dem

Munde weggehascht, und ein ewiger Krieg tobt, in welchem bald Stärke, bald Schlauheit den Sieg gewinnt. Wie sollte ihm in diesem Gedränge nur etwas dem ähnliches, was der gutgeartete Knabe im Kreise seiner geliebten Eltern und Geschwister empfindet, in den Sinn kommen? Er sieht in seinen Mitmenschen nur seine Feinde, er stellt sich nur freundlich gegen sie, wenn er mit Gewalt nichts von ihnen erlangen kann; er denkt also auch von ihrer Freundlichkeit nicht besser, und ist nur mehr auf seiner Hut, je zuvorkommender man ihm begegnet; er hält alle Tugend aus innern Principien entweder für Chimäre oder für Affectation, und verachtet alle, die nach reiner Sittlichkeit streben, als beschränkte Köpfe oder Heuchler. Da er das Leben als einen ewigen Krieg ansieht, so kennt er keine andere Größe, als die Niedertretung recht vieler Feinde, und der Fall dieser Feinde kostet ihm keine Thräne, weil er darauf gefaßt ist, auch

seinerseits jeden Augenblick dem nämlichen Kriegsglück zu unterliegen.

Menschen dieser Art, gefühllos wie die Steine, und fähig, um eines geringen Vortheils willen das Abscheulichste zu vollführen, gehen am häufigsten aus dem Elend der niedrigsten Volksklasse hervor, und bilden sich in dem verzweiflungsvollsten Kampfe um die Selbsterhaltung mit ihres Gleichen. Sie sind aber auch in den Zirkeln der Großen anzutreffen, wo die Mütter wichtigere Geschäfte haben, als dem lästigen Säuglinge ihre Muttermilch und ihr Mutterherz einzuflößen, wo schon die Knaben sich in Cabalen und die kleinen Mädchen im Kokettiren üben, und wo derjenige der Geachtetste ist, der seinen Nebenbuhlern die feinsten Schlingen zu legen weiß. Der wahre Boden solcher Tigermenschen aber ist ein von wilden Factionen zerrissener, aus allen seinen Fugen getretener Staat, in dem Anarchie und Bürgerkriege rasen, und kein

Gesetz gehört wird. Hier finden sie den rechten Tummelplatz für ihre menschenfeindlichen Begierden, und wo alles in Waffen ist, hält keine Scheu sie zurück. Man denke an die Ungeheuer der Revolution, und an die Blutscenen in den Bürgerkriegen des alten Roms. Man lese die Geschichte des Cäsar Borgia, des Pizarro, des Wallenstein, und man wird finden, daß von dem, was wir gutes Herz nennen, auch nicht ein Gedanke in ihnen gewesen ist. Mit Löwen und Tigern sie zu vergleichen, hieße noch schonend von ihnen sprechen; denn diese Thiere würgen doch nur solche, die der Gattung nach unter ihnen sind; dagegen jene gegen ihr eigenes Geschlecht wüthen, ja ganze Haufen von Menschen mit kaltem Blute ihrem Egoismus opfern konnten.

Aus allem diesen erhellet, daß das gute Herz nichts anders ist, als eine frühe Gewöhnung zum Wohlwollen und Vertrauen gegen Andere, im Gegensatz von der egoistischen

Bayerische Staatsbibliothek München

Verschlossenheit und vorsichtigen Politik, die immer eher haßt als liebt, eher mißtrauet als trauet, eher nimmt als giebt. Und weil es denn eben eine Gewöhnung ist, so kann es nicht unschicklich klingen, wenn man auch Thiere eines guten Herzens fähig nennen wollte. Sprechen wir nicht oft von einem guten Hunde, einem guten Pferde, und verstehen darunter gleichfalls eine Gewohnheit dieser Thiere, eher zu liebkosen, als sich zu widersetzen, und eher zu dienen, als zu schaden? Und ist nicht die Zahmheit eines Löwen, der seinen Führer liebkoset, ein vollkommenes Analogon von der Treue eines alten Dieners, der es dankbar erkennt, wie seine Existenz mit der Güte seines Herrn innig zusammenhängt? Man bewundert oft die Zahmheit solcher reißenden Thiere, aber ich sollte meinen, daß die Humanität, die die Cultur allmälig aus der Brutalität des reißendsten aller Raubthiere, des Menschen, hervorgebracht hat, noch weit bewundernswürdiger wäre. Auch über dies Capitel der An-

thropologie hat die französische Revolution uns merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Von dem Augenblick an, da die Schranken der gesetzlichen Ordnung niederstürzten, verwandelte sich die feinste Cultur des Parisers in den Blutdurst des Pantherthiers; der Mensch verschwand, und nur das Raubthier blieb übrig.

Interessant ist es, zu sehen, wie sich das gute Herz unter Umständen behauptet, wo alles den Verstand auffordert, nur auf den Vortheil zu schauen. Hier wirkt es etwa wie eine sanfte Frau auf einen starrsinnigen Ehegatten, der in der Regel ihr keine Theilnahme an seinen Geschäften erlaubt, wohl aber in Stunden der Muße ihrem gutgemeinten Gespräche ein Ohr leiht. So sehen wir Cäsarn und Heinrich IV. mit festem Schritt ein großes kriegerisches Werk verfolgen, und während desselben jede sentimentale Betrachtung, als hier nicht her gehörig, kalt beseitigen; dann aber nach errungener Palme dem alten Hange des Herzens zum Wohlwollen und Verzeihen freyen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lauf lassen, und wieder Menschen und Freunde seyn. Beide Männer mögen zum Beispiele dienen, daß das gute Herz der Kraft, entschlossen zu handeln, keinen Eintrag thue, sondern sich vielmehr sehr wohl damit vereinigen lasse.

Es ist einleuchtend, wie außerordentlich die Masse der guten Handlungen durch diejenige Klasse von Menschen vermehrt wird, denen wir ein gutes Herz beylegen, eine Klasse, die in der That zur Freude aller Guten sehr zahlreich ist. Insofern also muß der Freund der Menschheit es den Aeltern und Erziehern wünschen, daß sie von dem guten Herzen ja nicht eine so schlechte Meinung hegen, sondern vielmehr bei ihren Kindern aus allen Kräften darauf hinarbeiten möchten. Macht man sie nur mit den Gefahren der großen Welt und mit den dagegen erforderlichen Klugheitsregeln gleich frühe bekannt, so hat man keinen Schaden für sie von ihrer Gutherzigkeit zu befürchten. Wie die Erziehung zu diesem Charakter

Bayerische Staatsbibliothek München

zu veranstalten sey, wird jeder leicht von selber finden. Da das gute Herz nichts als eine Gewohnheit ist, so gilt von ihm alles das, was ich oben von dieser gesagt habe. Aber es muß die frühste aller Gewöhnungen seyn. Der Anfang kann nur von einer liebevollen Mutter kommen, die den zarten Säugling mit ihrem eignen Leben nährt, ihre Liebe in seine zarte Seele hinüberpflanzt, und ihre Ruhe und ihre Vergnügungen ihm mit Freuden aufopfert *). Ein traulicher Familienschooß muß dann den so gepflegten umfassen, in welchem nur ein Geist der Liebe herrscht, und in welchem er verwahrt ist vor allen Anfeindungen des Neides und des Eigennutzes. Darauf hat auch die Natur so deutlich hingewiesen, indem sie allein dem Kinde des Menschen eine so lange Unmündigkeit bestimmte; aber freilich müßten

*) Wirklich lehrt uns die Geschichte, daß die beiden oben angeführten Helden, Cäsar und Heinrich IV., das Glück gehabt haben, von solchen Müttern erzogen worden zu seyn.

zu diesem Behufe manche Ehen ganz anders geschlossen, manche häusliche Verfassungen ganz anders geformt seyn, als man dies leider vorzüglich in großen Städten findet.

Ich komme zu einem andern Hülfsmittel zur Sittlichkeit, zu dem moralischen Gefühle. Worin dies bestehe, ist meines Erachtens von den bisherigen Moralisten noch nicht befriedigend erklärt worden. Am schlechtesten haben es diejenigen wohl beobachtet, die es für eine eigenthümliche und angeborene Kraft des Gemüths ausgegeben haben. Bekanntlich regt es sich bey jedem moralischen Falle, den wir hören oder lesen, und bestimmt uns vorläufig, ohne alles Nachdenken, zur Billigung oder zum Abscheu. Wir hören von einem schändlichen Betruge, der einem Unschuldigen gespielt worden ist, wir lesen von den Abscheulichkeiten eines Nero oder Caligula, und werden empört darüber, daß keine höhere Gewalt da war, die Menschheit an diesen Ungeheuern zu rächen. Woher nun diese innere Stimme,

die so sehr auf Recht und auf Bestrafung der Ungerechten dringt? Mich dünkt, sie kommt aus einem völlig egoistischen Organe, und ist nur eine Erweiterung des eigenen Selbsterhaltungstriebes, der uns eifersüchtig auf jeden macht, der die uns gebührenden Rechte antasten will. Wir wünschen eine allgemeine Moralität, damit wir allgemein vertrauen können, und je mehr wir uns bewußt sind, selbst mit aller Strenge unsere Pflichten gegen Andere zu erfüllen, desto mehr empört es uns, Andere an ihrem Theile so gewissenlos zu sehen. Unsere Eifersucht in diesem Puncte geht so weit, daß längst verübte, ja selbst bloß erdichtete Thaten der Ungerechtigkeit uns zum Zorn entflammen, daß wir mit den unglücklichen Zeitgenossen des Nero sympathisiren, und jede tyrannische Verletzung der allgemeinen Menschenrechte zu einer Sache der Menschheit machen. Was für ein Leben müßte es seyn, ruft uns der Egoismus zu, wenn so ein Verfahren allgemein werden sollte, oder wenn ein Nero und Caligula wiederkehrte!

Bekanntlich gehen viele Gefühle aus Vorstellungen hervor, und lösen sich wieder in Vorstellungen auf, wenn man ihnen näher nachforscht. Von dieser Art ist das moralische Gefühl. Es entsteht, indem die Vergleichung einer einzelnen Erscheinung mit einer allgemeinen Idee in unserm Kopfe so schnell von statten geht, daß wir uns dieses Geschäfts nur als eines dunkeln Gefühls bewußt werden; aber untersuchen wir dieses Gefühl, so finden wir, daß demselben eine deutliche Vorstellung zum Grunde liegt, nämlich die der Folgen, welche aus einer dem einzelnen Falle gemäßen allgemeinen Maxime hervorgehen müßten. Auf den, dem die moralische Ideenreihe recht geläufig ist, macht die Erzählung einer fremden Immoralität genau denselben Eindruck, den ein sprachkundiger Mann beym Anhören eines fremden Sprachfehlers empfindet.

Als Hülfsmittel zur Sittlichkeit kann also das moralische Gefühl nur in so fern gelten, als es uns die Beyspiele fremder Güte oder

Ungerechtigkeit aufmunternd oder warnend vor die Augen hält; doch möchte es wohl unter allen das kraftloseste seyn, denn derjenige, der es ehrt, bedarf seiner nicht erst, und dem Andern wird es nie an Scheingründen fehlen, es zu übertäuben.

Ich komme zur Furcht. Daß diese nicht bloß die Quelle vieles sittlichen Guten, sondern eine Haupttriebfeder menschlicher Handlungen überhaupt ist, bezeugt die Geschichte. Sie machte selbst einen Augustus zum musterhaften Regenten; sie trieb schon oft in schwachen Menschen Kräfte hervor, die sonst ewig in ihnen geschlummert hätten; sie ist die erste Erzeugerinn der Klugheit; ihr verdankt die menschliche Gesellschaft die erste Gesetzgebung. Was würde aus unsern Staaten werden, wenn nicht die Furcht vor den Gesetzen und der militärischen Zwangsmacht der Regenten den unruhigen Pöbel im Zaum hielte! Wie schlecht würde selbst das gute Herz oft den Kampf mit dem Eigennutz bestehen, wenn nicht eine heilsame Furcht,

auch das, was man noch hatte, zu verlieren, die Versuchung zurücktreiben hälfe!

Nahe verwandt mit der Furcht scheinen mir auch das Mitleid und das Gewissen, ob man gleich beide bisher zu edlern Trieben hat machen wollen. Aber edel oder nicht; genug, daß sie Gutes wirken und Böses verhüten. Daß das Mitleid eine bloß egoistische Empfindung sey, wird jeder fühlen, wenn er auf das merkt, was beym Anblick eines Unglücklichen in ihm vorgeht. Unstreitig ist es ein dunkles Versetzen seiner selbst in die Lage des Armen, und ein schnell aus dieser Abstraction gezogener Schluß auf das, was wir in dieser Lage von Andern wünschen würden. Sehr gut drückt Moliere die Sache in folgenden Versen aus:

L'homme sent qu'il est homme, et tant
qu'il sentira,
Que les malheurs d'autrui peuvent un
jour l'atteindre,
Il prendra part aux maux, qu'il a raison
de craindre.

Das Gewissen ist noch gröberer Art. Es ist die reine Furcht vor der Strafe, sey es vor der menschlichen oder vor der göttlichen. Dies erhellt schon daraus, daß sich jeder Unschuldige, wenn er in einen Verdacht gezogen wird, darauf beruft, daß er ein gutes Gewissen habe, womit er nichts anders sagen will, als daß er eine gerechte Strafe nicht fürchten dürfe. Man nehme einem Haufen Soldaten einmal die Furcht vor der Strafe, z. B. bey einer Plünderung, und wir wollen sehen, wo das Gewissen bleiben wird (wenn nicht etwa die Furcht vor einer göttlichen Strafe wirkt). Wo finden wir auch nur eine Spur davon bey einem Nero oder Caligula, die sich über alle menschliche Gesetze erhaben wußten, und die göttlichen für eine Träumerey hielten? Oder bey solchen Völkern, denen die Sitte erlaubt, ihre alten Väter zu tödten? Unter welchen fürchterlichen Gewissensmartern starben dagegen die Ungerechten in den Zeiten, wo die christliche Religion noch ihre größte Gewalt auf die Ge-

müther aussöhnte, und niemand die Lehren der Priester von den Gluten der Hölle und des Fegefeuers bezweifelte. Wo hören wir, seitdem diese unsichtbare Zwangsmacht unwirksam geworden ist, noch von solchen Todesqualen? — Demnach bedeutet auch die Redensart: „das Gewissen schläft,“ nichts anders, als: wir halten die Möglichkeit einer Bestrafung noch so entfernt, daß wir deshalb völlig sicher sind.

Was endlich die Religion betrifft, so war auch sie, ihrem ältesten Ursprunge nach, nichts anders als Furcht, Furcht vor den unsichtbaren Wesen, die man als die Schöpfer der Natur, und als die Beweger der ungeheuren Kräfte ahnete, vor deren unverstandenen Ausbrüchen man zitterte. Neugier mußte den rohen Menschen heftig treiben, etwas näheres von diesen unsichtbaren Mächten zu erfahren; und wie hätten nicht die Dichter, denen es oblag, diesen Drang zu befriedigen, unter allen Vorstellungen, die sich ihnen von dem

Wesen der Götter aufdrangen, diejenige besonders herausheben sollen, die ihnen die einflußreichste auf das Verhalten ihrer wilden Kameraden scheinen mußte, die von der Richterwürde und Gerechtigkeit der Götter? Die Griechen zwar fielen auf diesen Kunstgriff am spätesten. Nur für gewisse Arten von Verbrechen ersannen sie göttliche Strafen, z. B. für die Verletzung des Gastrechts; eine Idee, auf welche ein wandernder Sänger allerdings zuerst kommen mußte. Was sie im Uebrigen von der Liebe der Götter zu den Guten sangen, mochte wohl wenig fruchten, nachdem sie es einmal damit versehen hatten, daß sie in der Absicht, ihre Zuhörer angenehm zu unterhalten, allmälig eine ganze scandalöse Chronik des Olymps zusammengesetzt hatten. Weit besonnener und planmäßiger müssen in diesem Puncte die ägyptischen Priester zu Werke gegangen seyn, da der Gott der Juden, unstreitig eine Copie aus den ägyptischen Mysterien, einen so ernsten und vollkommenen Despotencha-

rakter trägt. Wer zweifelt daran, daß die Furcht vor diesem unerbittlichen Jehova zu einer Zeit, wo die Gesetzgebung und die bürgerliche Policey noch so sehr in ihrer Kindheit war, die Stelle der schönsten Disciplin bey den Israeliten vertreten habe?

Als aber nach und nach die wachsende Cultur und besonders der Einfluß griechischer Philosophie in den ägyptischen Juden die crassen Vorstellungen des mosaischen theokratischen Systems so weit gemildert hatte, daß endlich in des göttlichen Jesus Haupte die schönste aller poetischen Ideen, die von einem allgütigen und allweisen Vater aller Menschen, entstehen konnte; da erst sah man die Religion in ihrer ganzen Schönheit vom Himmel niedersteigen; und wiewohl der große Gedanke in der ganzen Reinheit, in der ihn das Gemüth des Erfinders aufgefaßt hatte, vielleicht schon mit Johannes Tode von der Erde wieder verschwand (denn schon Paulus brachte viel Sauerteig dazwischen): so verdankte doch die Welt seitdem

der Religion nicht bloß in policeylicher Hinsicht ein außerordentliches Band, sondern auch eine Fülle der wunderbarsten und beglückendsten Empfindungen. Dem Gemeinen war und blieb sie Furcht vor dem Allgegenwärtigen und dessen verheißenem gerechten Weltgericht, dem Edleren hielt sie eine reine poetische Welt mitten in der unreinen wirklichen vor, in die er flüchten konnte, wenn die letztere ihn mit Ueberdruß und Schmerz erfüllte. Betrachten wir den Zustand von Europa vom ersten bis zum achtzehnten Jahrhundert, zuerst die Erpressungen römischer Gewalthaber, dann das unaussprechliche Elend, welches die Einwanderungen der Barbaren und der Umsturz der römischen Weltherrschaft mit sich führten, und hierauf die lange traurige Periode des Mittelalters, mit ihren unaufhörlichen Kriegen, ihren Seuchen, ihren Hungersnöthen, ihren Räubereyen und Empörungen, mit ihrem Mangel an gesetzlicher und policeylicher Zucht, ihrer Unsicherheit und steten Lebensgefahr: betrachten

wir diese namenlose Masse bürgerlichen Elends, so können wir es uns wohl erklären, wie die unglücklichen Dulder dieses Elends mit der ganzen Kraft ihres Gemüths an einem Glauben hangen konnten, der jetzt, da wir Gottlob in bessern Verhältnissen leben, uns immer fremder und gleichgültiger werden muß. Ihm zufolge war dies Leben nur eine Prüfungszeit; das wahre, eigentliche Leben sollte erst jenseits kommen. Auch das härteste Geschick war Wohlthat des liebenden Vaters, war das Werk der ewigen Weisheit, die uns nur jetzt ihre Zwecke verborgen hielte, einst aber ihre Thaten aufs herrlichste rechtfertigen würde. Keine der hier geweinten Thränen ging auf dem Acker Gottes verloren; je größer hier die Noth, desto größer sollte dort die Freude seyn.

Noch jetzt ist dieser Glaube die Stütze unzähliger Unglücklichen, und es ist die Frage, ob die Weisheit, die ihn zerstört, uns mehr beglücken könne. Soviel sieht man, daß er eine außerordentliche Kraft ge-

habt haben müsse, auch mitten in den Gräueln der allgemeinen Gesetzlosigkeit das kindliche Gemüth mit Stärke zur Vollbringung der Pflicht zu waffnen und den Muth zum Leben aufrecht zu erhalten, und daß er mithin einst unter den Hülfsmitteln zur Sittlichkeit einen der ersten Plätze eingenommen habe. Ob der Erzieher noch jetzt von der Religion Gebrauch machen solle? — Wenn er selber keine hat, ums Himmels willen nicht. Wird er aber selbst noch von ihr durchglüht, so wird er aus diesem Buche keinen Rath begehren.

So zahlreich also sind die Triebfedern, welche den Menschen gegeben sind, um sie zu einer möglichst allgemeinen Moralität, d. i. Socialität, hinzuführen; und ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß trotz der Seltenheit der wahren Tugend doch die Summe

des einzelnen Guten, welches täglich geschiehet, die des Bösen unendlich übersteigt.

II.

Wie soll man moralische Handlungen beurtheilen?

Bey dieser großen Verschiedenheit der Triebfedern, welche rechtliche Handlungen hervorbringen können, wird es freilich dem Beurtheiler, ja selbst dem Thäter einer Handlung oft unmöglich werden, den Antheil zu bestimmen, den eine oder mehrere dieser Triebfedern daran gehabt haben. Der wirklich Tugendhafte wird so fern davon seyn, den Einfluß egoistischer Triebfedern auf seine Handlungen zu leugnen, daß er sie vielmehr alle zusammen in sich vereinigt gestehen wird. Er ist sich bewußt, nicht aus Furchtsamkeit, nicht aus Gewohnheit, nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Eigennutz gehandelt zu ha-

ben, sondern aus freyer Anerkennung der Nothwendigkeit, gerade so und nicht anders handeln zu können, und aus Liebe zu dem, was er für seinen Beruf als Mensch anerkannt hat; aber er würde sich allerdings auch gefürchtet haben, schlechter zu handeln; es würde auch allerdings mit der Ehre, nach der er geizt, nicht haben bestehen können; selbst sein Eigennutz verlangte die That um des angenehmen Gefühls willen, das solche Thaten ihm gewähren; und endlich hat ihn allerdings auch die Gewohnheit fortgerissen, denn er kann es ja nun einmal nicht ändern, daß das Guthandeln ihm so geläufig geworden ist, wie einem Tänzer der schöne Gang. Ist also die Rede von einem Manne, dessen ganzer Charakter verräth, daß er die Tugend in sich aufgenommen habe, so wäre es unverständig, von irgend einer seiner Handlungen zu sagen, sie könne doch wohl auch aus Furcht geschehen seyn, oder aus Ehrgeiz rc. Sie ist aus der Harmonie seines

ganzen Wesens hervorgegangen. Ein Charakter von dieser Art ist Bayard, der in der historischen Welt wenige seines Gleichen hat. Fehler kann ein solcher nur aus mangelhafter Erkenntniß begehen, oder wenn er allzuplötzlich überrascht worden ist.

Ob Tugendhaftigkeit der wahre innere Charakter eines Menschen sey, kann nur aus der festen Consequenz und aus der ruhigen Harmonie aller seiner Handlungen geschlossen werden. Haben wir keine hinreichenden Gründe, jemanden diesen Charakter zuzuschreiben, und sehen wir ihn öfter Handlungen verrichten, die mit einer festen Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit der Moralität nicht vereinbar sind: so können wir dreist urtheilen, daß auch das Gute, welches wir an ihm sehen, keinesweges aus der reinsten Quelle fließe. Im besten Falle kommt es alsdann aus einem guten Herzen; allein dieses ist nur wirksam, wenn nicht stärkere Triebe vorwalten. Thut

ein solcher eine gute Handlung, die nicht aus dem guten Herzen oder einer gewissen Angewohnheit zu erklären ist: so muß man nach derjenigen Triebfeder fragen, die in den meisten Fällen seinen Willen bestimmt, sey es Ehrgeiz, oder Habsucht, oder Furcht, oder Wollust; und da wird es in der Regel nicht schwer seyn, die benannte Handlung mit jener Triebfeder in einen sehr begreiflichen Zusammenhang zu bringen, ohne daß man Gefahr läuft, der Person unrecht zu thun. Denn ist nur das entschieden, daß Tugendhaftigkeit der sichere, bewährte Charakter dieser Person nicht ist: so fließen alle ihre Handlungen aus dem Egoismus, und sind, menschlich zu reden, durchaus ohne innern Werth, mögen sie auch so edel maskirt seyn, als sie wollen. Es giebt nur diese zwey Hauptcharaktern, rein moralische und egoistische.

Ob man auch von religiösen Charakteren sprechen könne, ist eine schwierige Frage.

So viel ich davon einsehe, muß ich sie verneinen. Die poetische Begeisterung, die das Wesen der Religion ausmacht, und vermöge welcher man sich der seligen Verwandtschaft mit dem Vater der Liebe innig bewußt ist, diese Begeisterung verträgt sich gleich bequem mit moralischen und egoistischen Gesinnungen, und wie sie die sittlichen Handlungen mit einem schöneren Lichte verklärt, so autorisirt und entschuldigt sie die sinnlichen. Die Wiedertäufer hielten sich vermöge ihrer Gnade vor Gott zu allen sinnlichen Genüssen berechtigt, und die Mystiker sagen selbst, daß, wenn nur alles mit Religion geschehe, auch die Verirrungen des schwachen Fleisches dem Geiste nicht zugerechnet werden könnten. Welch eine Menge egoistischer Begierden amalgamirten sich nicht von jeher mit dem Religionseifer! Wie Luther von der Religion die schönste Kraft zur Unternehmung seines großen Werkes hernahm, so kommt zugleich der unbeugsame Eigensinn, der keinen

Widerspruch dulden konnte, auf ihre Rechnung. Er schien der Gottheit seine eigene Denkart unterzulegen, um diese desto zuversichtlicher der ganzen Welt aufdringen zu können. Und dies scheint bey allen Gottesmännern seiner Art der Fall gewesen zu seyn, so daß es als der höchste Grad der Religiosität angenommen werden kann, zu glauben, daß jeder Gedanke, den das Herz billigt, eine unmittelbare Eingebung Gottes sey. Ist dies wirklich so, so folgt daraus, daß die Religion nur solchen Charakteren die höchste moralische Vollendung gebe, die schon vorher auf einem andern Wege die Nothwendigkeit des Sittengesetzes in ihrer ganzen Klarheit aufgefaßt hatten. Demnach hätte man bey der Beurtheilung religiöser Menschen erst zu fragen: wie weit reichte die Bildung ihres Verstandes? Welche klare Begriffe hatten sie von Gott und den menschlichen Verhältnissen? Ist ein auf deutlichen Ideen beruhender moralischer Cha-

rakter in ihnen vorauszusetzen? Oder handelten sie bloß nach egoistischen Trieben? Ist Herrschsucht ein hervorstechender Zug ihres Charakters? — Wo sich die beiden letzten Fälle finden, da kann zwar die Energie des Geistes, verbunden mit der Allgewalt der Religion, viel Großes und Gutes gewirkt haben, aber von wahrer Moralität kann doch nie die Rede seyn. Ja aus der Geschichte der Schwärmer ließen sich Belege zu der Wahrheit finden, daß man der lasterhafteste und der religiöseste Mensch zugleich seyn könne.

Um also den idealischen Charakter Jesu begreifen zu können, muß man nothwendig annehmen, daß er schon vorher, ehe sich die Idee, als sey er von Gott selbst zum Zeugen der Wahrheit und zum Heilande der Welt berufen, in ihm festsetzte, durch tiefes Studium und durch lange aufmerksame Betrachtung des politischen Elends seiner Nation auf das Moralsystem gefallen sey, das,

seiner Ueberzeugung nach, allem menschlichen Elende überhaupt ein Ende machen müßte. Wohl kann ich mir denken, wie er von dem Augenblick an, da er in der Liebe das allgemeine Gesetz aller Geister gefunden zu haben glaubte, nicht zufrieden, ein bloßes ἑυρηκα zu rufen, sich als ein höheres Werkzeug Gottes vorkommen mußte, das zu dem wichtigsten Werke auf Erden berufen sey. Da nun ein solches Werk von den heiligsten Männern der Nation oft und lange vorher verkündigt war, und einzelne Bezeichnungen dessen, der es verrichten würde, auf Jesum wirklich paßten: was Wunder, daß ein junger Mann von lebhafter Phantasie, überrascht von dem Entzücken einer die ganze Welt interessirenden Entdeckung, jene Bezeichnungen auf sich deutete, und unter Martern und Verspottungen von seiner ersten Aussage, daß er der Sohn Gottes sey, nichts zurücknahm? Nur in einem Gemüth, das die Liebe zu seinem Prinzip erkohren, und

allen Egoismus rein ausgerottet hatte, konnte solch ein Glaube ohne Hochmuth und Herrschsucht wohnen. Eben an dieser ruhigen, bescheidenen Fassung erkenne ich den auf den deutlichsten Ideen ruhenden, rein moralischen Charakter dieses größten aller Menschen; und wenn gleich die Religiosität die Glorie um sein Haupt vollendet, so bin ich doch gewiß, daß er auch ohne Religion ein vollkommen moralischer Charakter gewesen seyn würde. Ueber die scheinbaren Anomalien in diesem Charakter werde ich bey einer andern Gelegenheit sprechen.

12.

Wer ist ein Weiser?

Wenn die Tugend in der vollkommensten Richtung des Willens auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft besteht, so kann der

Tugendhafte nur Pflichten gegen seinen Nächsten haben. Wie er sich selbst behandeln will, muß ihm billig allein überlassen bleiben, und die Gesellschaft kann ihn dafür nicht zur Verantwortung ziehen, wenn er z. B. ein Verschwender oder ein Spieler, unordentlich in seinen eigenen Angelegenheiten, oder sonst etwas seyn will, wodurch er allein sich selber schadet. Ueberzeugt er die Welt nur von seiner Menschenliebe und seinem warmen Eifer für das allgemeine Beste, so wird ihm der Name eines Tugendhaften nicht versagt werden können. Gesetzt, es machte ihm Vergnügen, *** oder gar **** zu treiben, wer darf sich unterstehen, seinen moralischen Charakter deshalb anzutasten? Kann er einen Wicht finden, der verächtlich genug ist, um sich zu einem so ekelhaften Spiele herzugeben: wem wird dadurch geschadet? Die verehrungswürdigsten Männer des Alterthums erlaubten sich diese Unfläterey, und wie widrig

und empörend man auch dieselbe an ihnen finden mag, so kann man doch nicht eigentlich sagen, daß sie dadurch verhindert worden seyen, ihre Pflichten gegen den Staat und ihre Mitbürger gewissenhaft zu erfüllen. Eben so wenig ist einzusehen, wie man dem Selbstmorde von Seiten der Moral etwas anhaben kann. Bin ich geboren, um in der Befriedigung meiner Neigungen und in der Uebung meiner Kräfte mein Glück, und in der Theilnahme am Bau der moralischen Welt meine Beschäftigung zu finden: wie könnte mein Zurücktreten von der letztern noch besonders strafbar seyn, da ich ja dadurch zugleich meinem eigenen Glück entsage?

Nach diesen Ideen verfährt man ja auch einzig, wenn man z. B. jemanden vom Selbstmorde zurückhalten will. Man stellt ihm nicht den Nachtheil vor, den die Gesellschaft davon haben werde, sondern den Vortheil, den seine Erhaltung ihm selber

gewähren könne, die Möglichkeit eines bessern Schicksals ꝛc. Auch dem Begeher geheimer Sünden zeigt man nicht die bösen Folgen seiner Unzucht für Andere, sondern für ihn selbst, die Zerrüttung seiner Gesundheit, die Schwächung seiner Geisteskräfte, den Verlust seiner blühenden Gesichtsfarbe, die Verachtung aller, die ihn kennen ꝛc. Auf gleiche Weise legt man jungen Leuten nicht die Pflicht, sondern die Vortheile der Sparsamkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit, der Ordnungsliebe, der Reinlichkeit, der Sorge für die Gesundheit ꝛc. ans Herz.

„So gäbe es also gar keine Pflichten gegen uns selbst?"

Dem Bishergesagten zufolge, nein.

„Aber könnte denn nicht die Mäßigkeit z. B., insofern sie uns fähig macht, der Gesellschaft durch größere Thätigkeit nützlicher zu seyn, wenigstens als eine Hülfstugend betrachtet werden?"

O ja, ich habe mich oben selbst dieses Ausdrucks bedient. Aber wer wird den Grund eines Verfahrens so weit herholen, wenn ein weit näherer zur Hand ist? Das ist nicht anders, als wenn man für solche, die im Finstern ausgehen müssen, eine Pflicht aufstellen wollte, Laternen mitzunehmen, weil den Begegnenden damit ein Gefallen geschähe. Wem die Nothwendigkeit nicht einleuchtet, um sein selbst willen mäßig zu seyn, wie wollte man ihm begreiflich machen, daß er es für Andere seyn müsse?

„Aber wohin willst du denn nun mit diesen Tugenden, wenn sie nicht in die Moral gehören?"

Erinnerst du dich nicht dessen, was ich oben von der zwiefachen Bestimmung des Menschen gesagt habe? einer für sich selbst, und einer für das Ganze? Giebt ihm nun die Moral eine Anweisung, die letztere zu erreichen, wie werden wir die Wissenschaft zu

nennen haben, die ihn auf die Erreichung der ersten führt?

„Ach, ich verstehe. Es kommt hier auf die Erfindung der besten Mittel an, seinen wahren Vortheil zu sichern: Klugheitslehre wird diese Wissenschaft heißen."

Ganz recht. Ihr Object ist also ganz eigentlich das, was ehemals durch die Moral verwirklicht werden sollte, eigene Glückseligkeit. Wer ihr in allen Stücken folgt, ist ein kluger; wer der Sittenlehre folgt, ein tugendhafter Mann. Beides zusammen vereinigt giebt den Weisen. So daß also dem Klugen zur Weisheit noch die Tugend fehlt, und dem Tugendhaften die Klugheit. Weisheit und Tugend ist demnach eine unschickliche Art zu sprechen, denn die Tugend ist ein Theil der Weisheit. Wie erschöpfend übrigens dieser Begriff des Weisen sey, wird man finden, wenn man damit jeden historischen oder erdichteten Charakter,

dem wir dies Prädicat zugestehen, z. B. Lessings Nathan, vergleichen will.

13.

Welches ist das Verhältniß der Politik zur Moral?

Moralität würde gar nicht möglich seyn, wenn nicht die Mehrheit der Bürger eines Staats den Frieden suchte, und sich alle die äußeren Zwangsmittel gefallen ließen, die diesen Frieden allein noch erhalten. Nehmet einem Staate seinen Regenten, seine Justiz, seine Polizey und Garnison, löset auf solche Weise alle seine äußern Bande auf, und eine Scene, wie die der Zerstörung von Magdeburg, oder wie die bekannten Mordscenen in Rom und Paris, wird ihren Anfang nehmen. Auch der gütigste Menschenfreund wird die Waffen anlegen und sein Haus verschließen, und weil er im Guten sein Recht nicht erhal-

ten kann, wird er das, was er zu fordern hat, mit dem Degen ertrotzen müssen. Wenn niemand Recht thut, denkt er, warum soll ichs denn thun? Liebe, Vertrauen, Mitleid hat hier gar keinen Platz, denn mit mir hat keiner Mitleid, mir vertraut keiner, sondern wer mich sieht, feindet mich an. Wie sollte mir in dieser Lage noch etwas anders übrig seyn, als Gewalt und List? Wo ich keine Gemeinheit sehe, die mir die Sicherheit meines Lebens verbürgt, da muß ich mein eigner Staat, mein eigener Richter und Beschützer seyn. Nun bin ich wieder Raubthier, und Selbsterhaltung ist mein nächster Zweck. Falle was da falle! Je furchtbarer ich mich durch meine Wuth mache, desto sichrer werde ich stehen, bis mich etwa ein noch Stärkerer übermannt.

Dies sind die Maximen bedrängter Menschen in allen anarchischen, revolutionären Perioden der Geschichte gewesen, und hieraus geht klar hervor, daß nur unter dem Schutze

äußerer Gesetze, also in einem Staate, Moralität möglich seyn kann, und daß die größere Moralität auch immer in dem besser regierten Staate Statt finden werde. Hier nämlich sieht der rechtschaffene Mann vertrauenvoller zu der Regierung auf, von der er weiß, daß sie sein Verfahren billigen und seine Forderungen unterstützen werde. Ein solcher Rückenhalt macht ihm Muth, seine Bürgerpflichten an seinem Theile redlich zu erfüllen; er verläßt sich jetzt nicht mehr auf sein inneres Recht allein, sondern auch auf die äußere Gerechtigkeit, die ihn dabey schützen werde. Im äußersten Falle weiß er, daß der Staat Schiedsrichter zwischen ihm und seinen Feinden seyn werde, und dies erhält ihn ruhig und seiner Pflicht getreu.

Aber worauf soll der Fürst fußen, der sich mit seinem Nachbar im Streite befindet? Wer soll ihren Zwist entscheiden? Nur die Gewalt kann es, und wessen Kanonen die fürchterlichste Verheerung anrichten, der gewinnt den Pro-

zeß und erreicht seinen Zweck. Wie der Krieg alle Schranken äußerer Ordnung niederreißt, so hebt er auch alle moralischen Verhältnisse zwischen zweyen Völkern auf: Raubthier kämpft gegen Raubthier, die Vernunft verschwindet, und Gewalt und List treten an ihre Stelle. Machiavelli ist hier an seinem Platze, und sein Grundsatz, ein rechter Fürst müsse nach den Umständen bald Löwe bald Fuchs seyn können, ist nun mehr werth, als alle Lehren der Moralisten. Es ist wahr, unser moralisches Gefühl empört sich bey der Politik eines Ferdinand von Spanien, eines Ludwig XI., eines Karl V. Allein wenn man bedenkt, daß diese Männer es auf sich genommen hatten, aus ungeheuren anarchischen Verwirrungen feste Monarchien zu bilden, und die Gewalt eines unbändigen Adels zu vernichten; daß sie dabey noch Kriege mit mächtigen Nachbarn zu führen hatten, und daß sie gewöhnlich so arm an Gelde waren, und mit so mühsam zusammengelesenen und so schlecht disciplinirten Trup-

pen ihre Siege erfechten mußten: so kann man nicht umhin, ihnen jedes Mittel durchgehen zu lassen, das man beym Thiergefecht einem Sklaven zugestehen würde, der es mit einer ganzen Rotte reißender Thiere aufnehmen sollte. Oder hätte man lieber rathen mögen, die jetzt so schön vereinigten Staaten der Anarchie, den Bürgerkriegen, der Tyranney der adeligen Räuber zu überlassen? Würde man es weiser finden, wenn ein Ludwig XI. oder Franz I. sich des schönsten Theils ihrer Macht freywillig begeben hätten, um das in der Gefangenschaft gegebene Wort zu halten? Ihre Feinde selber würden sie dafür Narren gescholten haben, wohl wissend, daß sie selbst in diesem Falle ganz anders gehandelt hätten.

„Aber, sagt man vielleicht, aus diesem Gesichtspuncte betrachtete man doch in jenen Zeiten selbst nicht allgemein die Thaten der Politik. Rechtschaffene Männer wurden schon damals durch die Treulosigkeit der Könige empört, und Karl V. nannte selber öffentlich sei-

nen Gegner einen ehrlosen Monarchen, weil er sein königliches Wort gebrochen habe."

Hierauf läßt sich antworten: Wenn rechtschaffene Männer sich an der treulosen Politik der Großen ärgerten, so war das eine natürliche Wirkung ihres moralischen Gefühls, aber auch zugleich ihrer großen Beschränktheit. Sie wollten mit ihrem kleinen bürgerlichen Maaßstabe Handlungen messen, die für diesen Maaßstab gar nicht gehörten. Karl V. endlich konnte gar nichts besseres thun, als durch sein Geschrey den großen Haufen gegen Franz I. aufwiegeln; obgleich er selber die nämliche Politik schon früher mit gleichem Glücke gegen ihn angewandt hatte, und in jedem ähnlichen Falle kein Bedenken getragen haben würde, sie noch tausendmal anzuwenden.

„Doch findet man, daß in neuern Zeiten die Häupter der Staaten nicht mehr so offenbar nichtswürdige Kunstgriffe gegen einander gebrauchen."

Das ist der neuesten Geschichte nicht ganz

gemäß. Indessen muß man auch bedenken, daß die jetzige Kriegskunst und die vollkommnere militärische Verfassung der Staaten der Moralität eines Feindes nicht mehr einen so weiten Spielraum lassen, als ehemals. Jetzt würde man keinem Fürsten mehr auf sein bloßes Wort, gewisse Provinzen abzutreten, Frieden bewilligen. Man besetzt diese Provinzen erst vollständig, ehe vom Frieden die Rede ist. Da ferner die Kriege immer kostbarer werden, und ein König, der einen sehr getrennten Staat zu regieren, und vielerley Rücksichten zu nehmen hat, weit mehr als ein Regent des Mittelalters auf das Spiel setzt, wenn er einen Krieg anfängt: so kann es jetzt nicht so leicht mehr vorkommen, daß ein unlängst erst hart mitgenommener Staat gleich nach geschlossenem Frieden sich durch eine neue Treulosigkeit den kaum gewichenen Feind noch einmal auf den Hals laden sollte. Im Mittelalter, wo die Kriege mehr planlose Balgereyen ohne besondere Folgen waren, wo die Heere nach Ablauf

des Sommers wieder entlassen, und wenn man so viel Geld übrig hatte, im nächsten Sommer wieder mühsam zusammen geworben wurden, ging das wohl an. Je größer und fester hingegen die Staaten werden, desto seltener, aber auch desto fürchterlicher werden die Kriege seyn; denn nun rüstet man sich um nichts Kleineres mehr, als um die Zertrümmerung oder Verschlingung anderer Staaten. Die Mächtigern verbinden sich zur Vernichtung der Schwächeren, und die Kreise ziehen sich immer größer. Die Furcht gebietet hier allein, sie macht auch, wo es Noth thut, die Regenten moralisch. Aber das kann nicht die Moral der Liebe, sondern einzig die der Klugheit seyn. Eine Sittenlehre, wie sie für den Bürger existirt, ist für die Könige nicht vorhanden; für sie ist nur die Klugheitslehre da, und Machiavelli's klassisches Buch wird ihr ewiger Codex seyn, ein Werk, von welchem ein neuerer Schriftsteller trefflich bemerkt, daß Friedrich der Große es durch eine Schrift widerlegt,

aber durch sein ganzes Leben bestätigt habe.

Die volle Moralität kann erst da wirken, wo alle geselligen Verhältnisse auf das zweckmäßigste bestimmt sind. Wo man erst bessere Verhältnise schaffen muß, wird es ohne Immoralitäten mancher Art schlechterdings nicht abgehen können. Angenommen, daß Moses wirklich seine politischen Ideen nicht für göttliche Eingebungen gehalten habe, und sich dessen mit voller Klarheit bewußt gewesen sey, daß er das Volk durch seine Blendwerke, seine vorgeblichen Gespräche mit Jehoven rc. offenbar betrüge: wer möchte wohl diesen Fall der Sittenlehre zur Entscheidung geben? Er gehört offenbar in die Klugheitslehre, eben aus dem oft angeführten Grunde, weil die Moral da noch gar nicht Fuß fassen kann, wo erst äußere gesellige Verhältnisse geschaffen werden sollen. Man gebe doch ein anderes Mittel an, wie Moses seinen erhabenen, trefflich durchdachten, höchst wohlthätigen und gemeinnü-

tzigen Zweck hätte erreichen sollen! Ich fordere alle Moralisten dazu auf! Sie können es nicht? Gut, so gestehen sie denn, daß es allerdings Handlungen giebt, die außerhalb ihres Gebietes liegen. Und sollten sie dazu dennoch die Köpfe schütteln, so will ich ihnen eine Autorität anführen, die zwar dazu bisher noch nicht gebraucht, sonst aber noch von keinem Moralisten in der Welt verworfen worden ist.

Als der Stifter des Christenthums irgendwo in der Einsamkeit, vielleicht in den ägyptischen Wüsten, über das große Werk, das er unternehmen wollte, völlig mit sich eins geworden war, trat er, ganz unstreittg voll des reinsten Enthusiasmus für das Gute, und voll Abscheus gegen jeden nichtswürdigen Betrug, die Reise in sein Vaterland an. Aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt wollte er in dieser zuerst sein Werk versuchen; aber wie schlecht belohnte sich dieser Anfang! Kein Mensch konnte begreifen, was dem Zimmermannssohne

eingefallen sey, den jedermann noch als Kind gekannt hatte, dessen Eltern und Geschwister ganz gemeine Leute waren, und der sich nun für einen Gesandten des wahren Gottes ausgeben wollte. Erst lachte man ihn vermuthlich aus, nachher warf man mit Steinen nach ihm, und nöthigte ihm die bekannte Bemerkung ab, daß ein Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gelte. *) An andern Orten ging es ihm nicht viel besser, und obgleich seine Worte selbst in den Ohren gemeiner Menschen einen wunderbaren Nachdruck hatten, so würde er doch mit seinen bloßen Predigten wenig ausgerichtet haben, wenn er sich nicht hätte entschließen können, dem Volke das zu geben, was es mehr als alles übrige von einem Messias erwartete, Wunderwerke. Daß er dergleichen gethan habe (auch wenn viele von denen, welche uns die Evangelisten erzählen, erdichtet oder wenigstens ent-

*) Luc. 4, 16–30.

stellt und vergrößert seyn sollten), ist gar keinem Zweifel unterworfen; ich meine nämlich, daß er nicht bloß natürliche Curen verrichtet, sondern dies mit der Affectation gethan habe, als geschehe es durch übermenschliche Kraft; ja daß er mitunter auch manches magische Kunststückchen, das vielleicht herzlich einfach war, nicht verschmäht habe, um sich vor dem Pöbel (denn den Pharisäern entwischte er schlau genug *)) das erforderliche Ansehen zu geben. Und wenn man sich ein schlaues Accommodiren mit einem so heiligen Charakter gar nicht vereinbar denken kann, was will man denn zu den handgreiflichen Sophistereyen sagen, zu denen er zuweilen seine Zuflucht nahm, wenn er kein schnelleres Mittel finden konnte, die lästigen Frager zum Schweigen zu bringen? Man sehe die elende, aber für sein Publikum wohl berechnete Antwort auf die Frage, wie er denn seine eigene Göttlichkeit rechtfertigen

*) Matth. 12, 38.

könne. Joh. 10, 34. Kann ferner ein so vernünftiger Mann wohl im Ernst das für einen gültigen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für das Nichtabstammen des Messias vom David gehalten haben, was er als solchen den stupiden Schriftklaubern nach Matth. 22, 31. und 43. hinwarf? Was war das anders als Accommodation, d. h. Politik ohne Rücksicht auf Sittlichkeit?

Aber soll man ihn darum einen Betrüger nennen? Der sonst so treffliche Menschenkenner Göthe mag sehen, wie er sein hartes Urtheil über diesen Charakter vor dem Genius der Geschichte verantworten will. *) Wer über die Gränzen der Moral mit dem, was ich oben darüber gesagt habe, einverstanden ist, bey dem wird jener große Charakter an Würde nichts verlieren, und wenn es auch ganz ausgemacht wäre, daß er aller-

*) Göthe's neue Schriften, Th. VII. S. 283.

dings zuweilen nothgedrungen den Gaukler hätte machen müssen. Was in aller Welt sollte er denn anfangen, wenn einmal ohne diese Prophetenmaske bey dem wundersüchtigen Volke durchaus kein Vertrauen zu gewinnen war? Hätte man lieber gewollt, daß er sein großes Werk aufgegeben hätte, und nach dem schlechten Debüt in Nazareth auf ewig verstummt wäre? Möchte man lieber den ganzen, gar nicht zu berechnenden Segen, den das Christenthum 1800 Jahre lang gewirkt hat, aus der Geschichte wegwünschen, wenn er ohne jene armseligen politischen Kunstgriffe nicht hervorgebracht werden konnte? Nein, seinem göttlichen Vater sey Dank, daß er selbst über diese moralische Kleingeisterey erhaben war, die man ihm jetzt so gern andichten möchte, um seinen guten Namen bey ehrlichen Bürgersleuten zu retten. Wer zum Weltreformator berufen ist, muß die höchste Ansicht des Lebens zu fassen wissen, und wie noch kein Vernünftiger den großen Friedrich

einen Mörder geschimpft hat, ungeachtet durch ihn mehr Menschen getödtet worden sind, als durch zehntausend Banditen: so wird man auch wissen, was von der Einsicht derer zu halten ist, die um der kleinlichen Mittel willen, die Jesus zur Erreichung seines großen Zwecks brauchen mußte, diesen Herren der Menschheit einen Betrüger schelten können. Wer überhaupt keinen höheren Maaßstab für das Verdienst dieses Mannes hat, als den der gemeinen bürgerlichen Rechtlichkeit, der kennt ihn nur zum kleinsten Theile, und hat keine Befugniß, über seine Größe zu urtheilen. Aber auch wenn dieser Maaßstab gelten soll, so erscheint er vor jedem billigen Richter schon durch sein wiederholtes Geständniß, wie verhaßt ihm der Glaube um der Wunder willen gewesen sey, vollkommen gerechtfertigt.

Nichts hat überhaupt (um dies hier beyläufig mitzunehmen) der richtigen historischen Ansicht des großen politischen Charakters Jesu

mehr Schaden gethan, als die Glorie von idealischer Heiligkeit, welche unsere Homileten und Mystiker um ihn gezogen haben. Aus ihren Abschilderungen ist allmälig die Vorstellung von ihm erwachsen und herrschend geworden, als ob er die Güte, die Liebe, die Sanftmuth und Gottergebenheit selbst gewesen wäre. Besonders hat die rührende Katastrophe seiner Lebensgeschichte die Farben zu diesem Gemälde hergeben müssen, und da die Volksredner einmal darauf angewiesen waren, seinen Charakter als Muster der Nachahmung auch für den niedrigsten ihrer Zuhörer anzupreisen, so konnten sie nichts besseres thun, als nur die Züge aus demselben herausheben, die ihn als Helfer der Menschheit und als gefaßten, gottergebenen Dulder auszeichnen. Auch die Künstler, die sich beeifert haben, ein idealisches Bild von ihm aufzustellen, haben uns an eine Physiognomie gewöhnt, welche heitere Ruhe, Milde, und die reinste Güte ausdrückt. Lieset man gar die salbungsreichen Chrien und Kirchenge-

sänge gewisser pietistischen Schulen, so wird man vollends geneigt, sich ihn als den zärtlichsten, in brünstiger Liebe zerfließenden Bräutigam seiner durch ihn erlöseten vielgeliebten Braut, der christlichen Kirche, herzend und küssend, schmachtend und liebäugelnd zu denken, eine Vorstellung, die einem mystischen Gemüthe vielleicht sehr erbaulich seyn mag, aber des ernsten, nüchternen Historikers durchaus unwürdig ist.

Gerade das Gegentheil von jener süßen, weichen Empfindeley: die festeste, männlichste Geistesstärke, verbunden mit der höchsten Klarheit, Besonnenheit und Geistesgegenwart, macht den Grundstoff dieses herrlichen Charakters aus. Man denkt ihn sich weit richtiger, wenn man sich ihn mit dem kräftigen, durchbohrenden Blick und dem kühnen, entschlossenen Feuereifer Luthers vorstellt, als wenn man von einem sanftblickenden rafaelischen Christuskopfe ausgeht. Seine Worte: „ich bin nicht gekommen, den Frieden zu brin-

gen, sondern das Schwerdt," gehen keineswegs allein auf die nach seinem Tode erfolgten Revolutionen; sie drücken schon den Geist seiner eigenen Unternehmung aus. Bildete er nicht die stärkste Opposition gegen die Priesterschaft? Nahm er nicht den Triumph an, den ihm das Volk verschaffte, als es ihn, allen Priestern zum Hohn, unter lautem Jubel in die Stadt führte, und seinem Esel Palmenblätter unterstreute? War das nicht eine ächt luthersche Handlung, als er die Taubenkasten und Wechseltische der Krämer im Tempel umstürzte? Und die donnernde Philippica, die er nach Matth. 23, 23—33. mit demosthenischem Feuereifer an die Pharisäer hielt, zeugt die von einem stillen Gemüthe, das wie ein sanfter Bach ewig rein und spiegelhell und eben dahinfließt? Klingt es nach dem lieben, süßen Heiland, wenn er eine Rede an das Volk mit den Worten schließt: „Doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her, und erwürget

sie vor mir!" —? *) Und wie er zum Herrscher geboren war, so wußte er auch seine Autorität, die er dem Gewicht seiner Worte, der Klugheit seiner Antworten und der Würde seines Betragens zuerst verdankte, gehörigen Orts durch nachdrückliche Züchtigungen der Dummdreisten oder Spötter zu behaupten. Man weiß, wie er selbst vor Gericht dem plumpen Schergen seine Ungezogenheit nicht ungestraft durchgehen ließ, **) wie er sogar einen Menschen wegen eines von demselben erhaltenen ihm mißfälligen Titels anfuhr, ***) und wie derb er die abfertigte, die ihn mit ungehörigen Zumuthungen behelligten. ****) Solche Züge aus der Geschichte des handelnden Messias muß man aufsuchen, um einen richtigen Begriff von ihm zu bekommen.

*) Luc. 19, 27.

**) Joh. 18, 23.

***) Matth. 19, 17.

****) Luc. 12, 14.

Seine Aeußerungen als Lehrer und Dulder vollenden zwar das schöne Gemälde seines großen Charakters, aber sie sind doch nur bloße Dehors für den Geschichtschreiber, der zuerst nach den Thaten des Mannes in der Periode seines vollen, freyen Wirkens fragt.

Moralisch können ferner alle diejenigen Bestrebungen nicht beurtheilt werden, die ein Staat macht, um sich bessere Verhältnisse mit Gewalt zu verschaffen. So gewiß jede Verletzung der Majestätsrechte höchst strafbar ist in einem Staate, dessen Regierung den Bedürfnissen des Volks durch die weisesten Veranstaltungen abzuhelfen sucht: so wenig können doch die Forderungen der Sittenlehre noch an solchen Unterthanen geltend gemacht werden, die in der Gesellschaft durchaus nicht mehr bestehen können. Hier tritt der Naturzustand wieder ein; Gesetze sind nichts mehr, die geselligen Verhältnisse binden nicht mehr, die

Revolution mit allen ihren Gräueln ist da. Hier darf niemand mehr sagen: „Aber ihr hättet doch gehorchen, euch nicht an eurer Obrigkeit vergreifen sollen rc.!“ Und wer demnach untersuchen wollte, ob die französische Nation r e ch t daran gethan habe, die alte Verfassung umzustürzen, der könnte eben so gut untersuchen, ob das Feuer recht daran thue, wenn es auch Häuser ergreife.

Hat ferner ein Staat innere Gebrechen, v o r deren Wegschaffung er nie seinen einzelnen Gliedern alle Bequemlichkeit und Wohlfarth geben kann, die sie von der Gesellschaft verlangen können, so wird diese Wegschaffung, selbst wenn sie mit großer Härte verbunden seyn müßte, durchaus nicht unmoralisch zu nennen seyn, und der mildeste und gerechteste König darf sich darüber kein Gewissen machen. Ist es wirklich erweislich, daß gewisse fremdartige Corporationen in der Gesellschaft, z. B. Juden Zigeuner, dieser letztern eben das sind, was

der Krebs dem menschlichen Körper ist, so dürfen solche ihr Schicksal durchaus nicht von der Moralität, sondern einzig von der Klugheit der Regenten erwarten.

Erstes Hauptstück.

Die Klugheitslehre.

1.

Gebiet dieser Wissenschaft.

Nachdem wir die Glückseligkeit als das Object der Klugheitslehre angenommen haben, werden wir jetzt den Begriff derselben näher feststellen müssen, um daraus die Mittel entwickeln zu können, durch welche dieselbe zu erlangen sey.

Jeder fühlt, daß er dann **glücklich** seyn würde, wenn es ihm erlaubt wäre, alle seine Neigungen und Triebe zu befriedigen. Es

fragt sich also: wie vielerley Grundtriebe finden sich in der menschlichen Natur, auf welche sich die sämmtlichen Neigungen in uns gründen?

1. Als den stärksten aller thierischen Triebe kündigt sich zuerst der Selbsterhaltungstrieb an. Dieser äußert sich bey den Thieren bloß in einem steten Suchen nach Nahrung, in einem neidischen Anfeinden derer, die eine gleiche Nahrung suchen, und bey wenigen Arten derselben auch in einem Streben, Vorrath zur künftigen Nahrung einzusammeln. So ungefähr finden wir ihn auch nur bey wildlebenden Menschen, die nicht über den gegenwärtigen Tag hinausdenken, und bey der Einfachheit ihrer Bedürfnisse auch nicht Ursache haben, über die fernere Erhaltung ihrer Existenz sehr in Aengsten zu seyn. Nur erst, wenn die Menschen sich so eng zusammengedrängt sehen, daß sie zur Sicherung ihrer Erhaltung schon früh Plane für ein ganzes Leben entwerfen müssen, dann schärfen sich alle Kräf-

te, und der Selbsterhaltungstrieb nimmt eine vielfachere Gestalt an. Die Tausende von Menschen, durch die ich mich hindurchdrängen muß, machen mich mißtrauisch; jeder, der höher steht als ich, oder der mir eilig nach will, erregt meinen Neid; jeder Thaler, den ich mehr gewinne, jede kleine Erhöhung meines Postens erfreut mich als eine Bürgschaft meiner wachsenden Sicherheit, und je unentbehrlicher ich mich den Menschen, oder je unabhängiger ich mich von ihnen mache, desto gewisser bin ich, mich bis ans Ende kühn zu behaupten. Jeder Schritt hingegen, den ich zurückthun muß, macht mir bange, weil er mir einen Theil des Gefühls meiner Sicherheit raubt, und jeder Vorzug, der einem Andern gegeben wird, kränkt mich, weil ich jedes Gut für mich verlange, dessen ich als Mensch theilhaftig werden kann. Hieraus fließen folgende Neigungen: 1) im Besitz aller physischen und geistigen Kräfte zu seyn, durch welche man in der Welt seine Existenz sichern kann, 2) reich

zu seyn, und 3) allgemeiner Ehre und Achtung zu genießen.

2) Der zweyte, gleichfalls allen Thieren gemeine Trieb ist der der Geschlechtsliebe. Er ist nicht nur an sich der höchsten Veredelung fähig, sondern er erzeugt auch noch ein anderes, nicht weniger süßes Gefühl, das der Freundschaft. Der Mensch will gern vertrauen, und da für männliche Geschäfte und Sorgen mancher Art nicht jedem Weibe Sinn verliehen ist, so sehnt sich der Mann nach einer männlichen Brust, in die er die seine ausschütten könne. Selbst Thiere grämen sich, wenn ihnen ein alter Theilnehmer ihrer Gefangenschaft oder ihrer Arbeit entrissen wird.

3) Außer diesen finden sich im Menschen noch zwey wunderbare Triebe, die den Thieren gänzlich versagt sind, ein Trieb nach Wissenschaft, und

4) ein Sehnen, gewisse Zustände seines Innern, Ideen, Ahnungen, Gefühle, außer sich darzustellen, mit einem Worte, ein Kunst-

trieb. Worauf beide beruhen, wird unten an seinem Orte gesagt werden.

Die Dinge, welche uns vermöge dieser verschiedenen Triebe und Neigungen als wünschenswerth erscheinen, heißen Güter. Einzeln sind es folgende: Gesundheit, mit ihren Begleiterinnen Stärke, Gewandtheit und Schönheit, Reichthum, Ehre und Macht, Gemüthsruhe, Wissenschaft und Kunst, Liebe, Freundschaft. Je gebildeter ein Mensch ist, je mehreren dieser Güter jagt er nach, der rohere ist mit den gröbsten derselben zufrieden; auch der schwächliche, von Natur und Glück wenig begünstigte Mensch schränkt sich willig auf wenige ein. Da uns übrigens unsere eigenen Neigungen zu jenen Gütern hinziehen, so kann die Klugheitslehre, die uns bloß die leichtesten und vortheilhaftesten Mittel, sie zu erlangen, angeben soll, auch keine Pflichten, wie die Sittenlehre, enthalten, sondern nur Anweisungen und Rathschläge ertheilen, deren Vernachlässigung sich allemal an dem Ungehorsa-

men selber rächt. Bekanntlich ist für die unzähligen Menschen, für welche gar keine Moral vorhanden ist, die Klugheitslehre die einzige Gesetzgeberinn, die sie respectiren, und wirklich kann auch ein sehr regelmäßig und vollständig ausgeführtes Gebäude dieser Wissenschaft beynahe so gut die Stelle der Moral vertreten, daß es kein Wunder ist, wie Epikur und Helvetius aus der Moral selbst eine bloße Klugheitslehre haben machen können. Ja da unsere Gesetzgebung ganz auf moralische Prinzipien gegründet ist, und der Kluge vor allen Dingen die Rache der Gesetze vermeiden muß: so wird er schon dadurch gezwungen, in seinen Bestrebungen das Gebiet der Sittenlehre nicht zu verletzen. Auch wenn er die Ehre und Liebe der Menschen, die doch auch zu seinen wünschenswerthen Gütern gehören, auf dem rechten Wege sucht, so wird ihn schon die bloße Klugheit auf das Prinzip des rechtschaffenen und des guten Menschen führen. Ist endlich jemand so beschränkt oder so gefühllos, daß

unsre oben erwähnte erhabene Ansicht des Menschengeschlechts und seiner Bestimmung ihn gar nicht rührt: so kann man ihn geradehin zu keiner andern Moralität verpflichten, als zu der, die aus der Klugheitslehre fließt, und für solche wird das System des Helvetius das allerfruchtbarste und überzeugendste seyn.

Bey der Abhandlung unserer Wissenschaft werden wir keinen bessern Gang einschlagen können, als den uns die oben genannten Güter vorzeichnen. Wir wollen eins nach dem andern betrachten, und die Klugheitsregeln aufsuchen, die dabey zu bemerken sind.

2.

Gesundheit und Stärke.

Beides unschätzbare Güter, wiewohl nur von denen geschätzt, die sie nicht besitzen. Sie sind nicht viel weniger werth, als das Leben

selbst, denn sie sind, wie dieses, die Bedingungen jedes angenehmen Lebensgefühls und jedes Genusses. Wie sollte also der, der sie von der Natur erhielt, nicht alles anwenden, sie zu bewahren, und der sie verlor, sie wieder herzustellen? Aber wie wenig wird daran gedacht! Kann es wohl vernünftig seyn, junge Kinder, die jede Luft vertragen, ausschließlich an die warme, erkünstelte, zu gewöhnen, sie in Betten und dicke Kleidungsstücke zu packen, und ihren Magen durch hitzige Getränke, ihre Säfte durch Zuckerwerk zu verderben? Kann es vernünftig seyn, sie in eingeschlossener Stubenluft zu erziehen, die Kraft ihrer Augen durch die nahe Begränzung ihres Horizonts oder durch ein übel angebrachtes Licht gleich in den ersten Wochen zu schwächen? Und da wir an den Menschen, welche sich von gymnastischen Künsten nähren, mit Erstaunen sehen, welch eines unglaublichen Grades von Vervollkommnung unsere körperlichen Kräfte bey anhaltender Uebung fähig sind: wie kön-

nen wir denn so gar nichts für unsere Kinder in dieser Hinsicht thun, zumal da einige dieser Uebungen den jüngern Jahren recht eigentlich angemessen sind, die sonst doch nur mit Nichtsthun und Spielen verbracht werden? Wie können wir Erwachsenen ferner selbst so gleichgültig gegen die Erhaltung unserer Gesundheit seyn? Wie können wir bey erhitzenden Bewegungen, z. E. beym Tanz, die Vorsicht so sehr aus den Augen setzen? Wie können wir manche Speisen, deren übeln Einfluß auf unsern Magen wir aus langer Erfahrung kennen, um einer elenden Lüsternheit willen, doch immer wieder aufs neue zu uns nehmen? Wie in unsern sinnlichen Genüssen so unenthaltsam, so unmäßig seyn? Wie in dem Rausch einer thierischen Begierde so wenig auf das Gift achten, das wir vielleicht mit der gehofften Süßigkeit zugleich einsaugen? Wie um eines elenden Kitzels willen, den wir noch dazu aus Scham vor gesitteten Menschen verheimlichen müssen, die Blüte unserer

Jugend, die heitere Frische der Gesundheit und die Elasticität unserer Denkorgane zerstören, unsern Knochen das Mark entziehen, uns für künftige edlere Genüsse unbrauchbar machen, und unsere Züge so entstellen, daß der Kenner unsere geheimen Laster uns aus den Augen lesen kann? Wie ist es vor der Vernunft zu verantworten, daß Kranke aus Eigensinn ärztliche Hülfe ausschlagen, oder, nur halb hergestellt, schon wieder so unmäßig und unachtsam leben können, als zuvor?

Von der Stärke des Körpers ist die des Geistes meistens eine natürliche Folge. Auch sie gewinnt durch angestrengte Uebung so viel, und wird doch so wenig geübt. Muth, Standhaftigkeit, Ausdauer unter beschwerlichen Arbeiten, hangen nur von einem recht ernstlichen Zusammennehmen der Vernunft, und von einer energischen Entschließung ab; und wir sollten unsern edelsten Charakter so sehr verleugnen, und in unabänderlichen Schicksalen wie die Kinder wimmern? Ein anderes ist es

mit der beständigen Gefaßtheit des Gemüths, da wir einerley festbestimmte Regel des Handelns in jedem Augenblick strenge befolgen, nie eine Handlung verrichten, die der vorigen widerspricht, und immerfort einerley Ziel in fester Richtung verfolgen. Ob diese Consequenz des Charakters auch von einem natürlich schwachen, kränkelnden Menschen verlangt werden könne, oder ob nicht auch das Fundament dazu in den frühsten Jahren durch eine strenge Erziehung gelegt seyn müsse, wage ich nicht zu entscheiden. Das weiß ich aber, daß sie eins der wünschenswerthesten Güter, und zur inneren Selbstzufriedenheit durchaus unentbehrlich ist.

3.

Reichthum.

Reich zu werden wäre gar nicht schwer, wenn die fatale Moral und die Gesetze nur nicht wären. So aber kommt es darauf an, nichts an sich zu nehmen, als was uns die Gesetze und die Billigkeit der Menschen öffentlich zugestehen, und da bleibt denn freilich kein anderes Mittel übrig, als den letztern für ihr Geld so viel zu geben oder zu leisten, daß sie nicht müde werden, unsere Arbeiten zu bezahlen.

Erwirb dir also früh solche Talente, durch welche du einst den Menschen nützlich werden könnest, und da sich doch nicht vielerley auf einmal treiben läßt, so lege dich besonders auf *eine* Kunst, *eine* Geschicklichkeit oder *ein* Gewerbe, und bringe dasselbe zu der möglichst größten Vollkommenheit. Je weiter du darin

deines Gleichen übertriffst, desto häufiger wird man sich an dich wenden, und für außerordentliche Kunst wird man auch gern außerordentliche Belohnungen gelten lassen. Handwerk hat einen goldnen Boden; den Geschickten hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt; das waren goldene Sprüche bey unsern Alten. Suche auch am liebsten solche Geschäfte, die dem allgemeinen Geschmacke und dem gegenwärtigen Bedürfnisse angemessen sind; desgleichen versäume nicht, vorher deine Kräfte zu prüfen, ob sie auch der Arbeit gewachsen sind, die die zu ergreifende Lebensart erfordert. Behandle deine Kunden gefällig und ehrlich, damit sie gern wiederkommen, und wenn du Mitarbeiter brauchst, so scheue keine Kosten, um die besten zu bekommen, welche zu haben sind. Sey arbeitsam und zeitkarg, erschwere dir nicht die Arbeit durch Unordnung, zerstreue dich nicht während derselben durch Plaudern, Herumlaufen, Grillenfangen, Träumen, Trinken u. dgl., sondern fördere mit ununterbro-

chener Aufmerksamkeit das angefangene Werk. Laß ja den Müssiggang nicht einreißen. Schiebe nichts auf morgen auf, was du heut noch thun kannst. Gewöhne dich an eine bestimmte Tagesordnung. Verschlafe nicht zuviel Zeit. Stelle dir immer im Geiste das Vergnügen vor, das du nach Vollendung einer Arbeit haben wirst, die dir jetzt beschwerlich wird.

Hast du nun guten Verdienst, und willst reich werden, so halte dein Geld zu Rathe. Bey Leibe gib nicht mehr aus, als du einnimmst. Sey sparsam, und verschiebe manches Vergnügen auf bessere Zeiten. Aber hüte dich vor dem Geiz, vermöge dessen dir das baare Geld lieber ist, als alles, was man dafür erhalten kann. Diese elende Liebhaberey verschließt das Herz tausend edleren Gefühlen, und hindert auch die Gemüthsruhe, die zu einem glücklichen Leben unentbehrlich ist.

4.

Ehre, Macht.

Der Ehrtrieb wird fast durch dieselben Mittel befriedigt, wie der Trieb nach Vermögen. Um von den Menschen geachtet zu werden, müssen wir ihnen solche Thaten und einen solchen Charakter zeigen, als zur Achtung erfordert wird, und um sie gar unter unsere Botmäßigkeit zu bringen, müssen wir uns solche Kräfte erwerben, denen sie nicht widerstehen können. Weit mehr aber als der, welcher nur von den Menschen leben will, wird der seine Kräfte anstrengen müssen, der weit über den großen Haufen hervorzuragen begehrt, und selbst wenn er reich und vornehm geboren ist, wird er die wahre Ehre nur dann erst verlangen können, wenn er dem Staate auch solche Dienste erweisen kann, als solcher Geburt angemessen sind.

Feurig sehen wir den ehrgeizigen Jüngling in die Bahn des Ruhmes stürzen, und schon durch sein bloßes Aeußere, seinen Gang und seine Sprache verrathen, daß er mehr als andere bedeuten, und höher als sie geehrt seyn wolle. Die Vernunft kann diesen Trieb nicht mißbilligen, denn das Höchste und Herrlichste in der Geschichte ist durch ihn hervorgebracht worden; aber warnen muß sie den hochfahrenden Jüngling vor der Lächerlichkeit, sich eher etwas dünken zu lassen, als er wirklich etwas ist. Der Tempel des Ruhmes ist nicht in einem Tage gebaut, und einige Brocken, den Größeren entwendet, machen so wenig selbst groß, als die geborgten Federn die Krähe zum wirklichen Pfau machten. Wahrhaft große Menschen haben, trotz dem Genie, das man ihnen beylegte, ihre wunderwürdigen Werke nicht ohne die größte Anstrengung hervorgebracht. Sie dachten nicht so hin und wieder einmal an das, was sie werden wollten: sie waren mit ganzer

Seele in das Werk versunken, sie dachten und träumten Tag und Nacht nichts anders, als nur das Eine, und keine Schwierigkeit schreckte sie ab. Die Unruhe des Themistokles, der vor den Trophäen des Miltiades nicht schlafen konnte, hat jeder Held nach ihm empfunden. Wer kann das, was Demosthenes und Cicero zur Uebung ihrer Seelenkräfte und zur Vervollkommnerung ihrer Kunst gethan haben, ohne Bewunderung, oder vielmehr ohne Seufzer und Erröthen lesen? Der große Michel Angelo verbrannte vor seinem Ende seine Handzeichnungen, damit die Nachwelt an den vielen Correcturen und verunglückten Versuchen nicht erkennen sollte, wie viel Mühe ihm seine kleinsten Werke gekostet hätten. In der Geschichte der Gelehrten, die in der begeisterungsvollen Periode des Wiederauflebens der Wissenschaften in Italien berühmt geworden sind, finden sich gleichfalls Beyspiele ganz außerordentlicher Anstrengungen. Mancher junge

Mann schloß sich Monate lang ein, um nichts als griechisch mit sich selbst zu sprechen; andere studirten den Cicero so genau, daß sie sich keine Phrase erlaubten, die nicht in diesem Autor wörtlich zu finden war; andere forderten die ganze Welt auf ihre Gelehrsamkeit heraus; Lipsius wollte sich für das erste Wort, das ihm beym Auswendigersagen des ganzen Tacitus fehlen würde, den Kopf abschlagen lassen, und viele andere, die griechische und römische Autoren herausgegeben haben, wußten diese gleichfalls, wenigstens größtentheils, auswendig. Das heißt doch mit ganzer Seele in seinem Fache leben! So antwortete der große Büffon einigen Fremden, die seinen Fleiß und seine Kenntnisse bewunderten: er habe auch funfzig Jahre am Pulte zugebracht. Mögen diese Beyspiele den wahren Ehrgeiz anspornen, sich gleichfalls nicht mit leichten Aufgaben zu begnügen. Per aspera ad astra!

Um jedoch diejenigen nicht zu verschüch-

tern, die sich so große Kräfte nicht zutrauen, darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die Achtung der Welt nicht ausschließlich nur große, glänzende Thaten belohnt, sondern in einem gewissen Grade jeder redlichen Bemühung zu Theil wird, an seinem Platze sein Möglichstes zu thun, und sich eine deutliche Einsicht in seine Pflicht und seine Bestimmung zu verschaffen. Schön sagt Göthe daher:

Weißt du, wie auch der Kleine was
ist? Er mache das Kleine
Recht. Der Große begehrt just so
das Große zu thun.

So giebt es z. B. Bedienten, die ihren Platz so trefflich ausfüllen, daß sie durch ihre Treue, Ordnung und Klugheit ihren Herren selbst Bewunderung und Achtung abnöthigen. So ist ein geringer Mensch, ein Bote, ein armer Handwerksmann, oft ein so in sich selbst vollendeter Charakter, daß er eine interessantere Unterhaltung gewährt, als ein sich selbst nicht klar geworde-

ner Halbgelehrter. Die Summe aller Lehre für diesen Punct ist die: Sey alles, was du seyn willst, ganz; thue alles, was du thun willst, recht; fange nichts an zu thun oder zu sprechen ohne Zweck; und suche dir immer klar zu machen, was du denn eigentlich wollest, und warum du es wollest.

Ob nun gleich auf ein solches Verhalten die Achtung der Menschen von selbst folgt, so giebt es doch eine Menge leichtsinniger oder muthwilliger Menschen, die auch dem Achtungswürdigen noch trotzen. Diese zur Achtung zu zwingen, ist jedermann erlaubt, ja das bürgerliche Gesetz unterstützt ihn darin. Eine zu ängstliche Anschmiegung an die sittlichen Gebote könnte uns z. B. leicht verleiten, einem dummen oder unverschämten Menschen, der unsere Ehre angreift, stillschweigend zu vergeben; allein das würde ihm nur Muth machen, noch unverschämter zu werden, auch leicht Andere zur Nachahmung reizen. Zur Aufrechthaltung unsers

Respects ist uns daher jedes Zwangsmittel erlaubt, das mit der Gerechtigkeit, die wir auch dem Feinde schuldig sind, bestehen kann. Ja in manchen Verhältnissen müssen wir die Zwangsmittel anwenden, wenn nicht mit unserer Autorität auch aller Nutzen, welchen wir stiften können, verloren gehen soll, z. B. als Vorsteher einer Anstalt, als Lehrer, als Herrschaft, als Regierer eines großen Hauses, u. dgl. Hier müssen wir auf die kleinste Erweisung des uns gebührenden Respects eifersüchtig seyn, und die geringste Verletzung desselben nicht ungeahndet lassen. Um aber unsern Untergebenen diese Pflicht zu erleichtern, müssen wir zuerst darnach trachten, ihren Respect zu verdienen, und zweytens, ein solches Betragen beobachten, durch welches wir demselben nicht selber etwas vergeben. Wie will ein Lehrer Respect haben können, der den Schülern jeden Augenblick eine Blöße giebt, sie ungeschickt behandelt, und selbst nicht weiß, was er

von ihnen haben will? Wie will eine Frau ihre Magd in Respect erhalten, wenn sie so wenig von Wirthschaft und Einkauf, vom Kochen und Waschen versteht, daß sie ohne den Rath der klügern Magd verloren wäre? Wie kann ein Knabe Achtung für seinen Vater haben, wenn er sieht, daß dieser der Strenge gar nicht fähig ist, sich nirgends consequent zeigt, oder sich wenig um ihn bekümmert? Der Verlust des Respects ist gewöhnlich die Folge eines unbedachtsamen Betragens gegen die Untergebenen. Man nennt es mit einem inhuman scheinenden Ausdrucke, sich gemein machen, aber diese Redensart ist sehr treffend. Die Hochachtung, die ein Schüler vor seinem Lehrer oder ein Bedienter vor seinem Herrn hat, beruht auf der Meynung, daß solch ein Mann ganz andere Ideen und viel wichtigere Geschäfte in seinem Kopfe habe, als er; daß es also verwegen sey, ihn darin zu stören, und mehr mit ihm zu sprechen, als die Nothwendigkeit erfor-

dert. Zeigt nun der Herr durch sein langes Verweilen bey dem Bedienten, durch seine unbedeutenden, überflüssigen Gespräche, durch die Geduld, ja das Wohlgefallen, mit welchem er wohl die außerwesentlichsten Dinge von demselben anhört, daß doch sein Kopf mit dem seines Bedienten vieles gemein habe, so zerstört er selbst den Grund seiner bisherigen Autorität, und sein nachheriges Imponirenwollen wird ihn nur lächerlich machen.

Die Regel, welche hieraus für Herrschaften, Vorsteher, Lehrer und Eltern folgt, ist die: Halte dich mit denen, deren Respect du verlangst, nicht einen Augenblick länger auf, als du ihrer für diesmal bedarfst; entlaß sie alsdann sogleich, und erhalte sie sorgfältig in der Meinung, als ob die Sphäre deines Denkens und Wirkens weit über der ihrigen läge, und als ob zwischen ihnen und dir kein Berührungspunct möglich wäre, als insofern du ihnen Aufträge gibst,

oder sie unterrichtest. Verbirg ihnen sorgfältig deine Schwächen, sey nie unthätig in ihrer Gegenwart, und gib dir das Ansehen, als ob du auch das Kleinste bemerktest. Am besten ist es, sie so wenig als möglich zu sehen. Auch selbst den Vätern ist dieser Kunstgriff bey ihren Kindern nützlich.

Bey unsers Gleichen erhalten wir uns in Ehren theils durch das, was wir thun, theils durch das, was wir sprechen. Bereichern wir ihren Geist durch die Mittheilung neuer Ideen, oder geben wir ihnen durch interessante Fragen Gelegenheit, sich thätig zu zeigen, so werden sie gern unsere Gesellschaft suchen, und nicht ermüden, uns zuzuhören. Nur wer uns nichts gibt und nichts von uns verlangt, ist uns überlästig, sagt Lavater. Es kommt aber hier wieder nicht alles auf die Kräfte an, sondern das Meiste auf den Gebrauch, den wir davon machen. Auch dem, der bey schwacher Kraft nur recht viel Willen zeigt, das Wenige,

was er vermag, recht gut zu machen, versagen wir unsere Achtung nicht.

Man kann sagen, daß jedermann den Preis erhalte, den er sich selbst setzt, wofern man nicht offenbar sieht, daß er uns betrügen will. So gewiß daher der arrogante, aufgeblasene, eingebildete Geck von jedem vernünftigen Manne verachtet wird, weil man keinen innern Gehalt bey ihm wahrnimmt, so leicht kann doch auch der vernünftige Mann verleitet werden, den wirklich verdienstvollen gleichgültiger zu behandeln, wenn dieser durch allzukriechende Höflichkeit sich selbst mit denen in eine Klasse setzt, die nichts von der Gerechtigkeit, sondern alles nur von der Güte Anderer zu erwarten haben.

———

5.

Gemüthsruhe.

Die große Mehrheit derjenigen Menschen, denen nur ein mäßiger Grad von Gesundheit, Kraft, Ehre, Vermögen, Glück überhaupt, angewiesen ist, würde sehr unglücklich seyn, wenn nicht die Macht der Gewohnheit im Stande wäre, uns auch eine schlechtere Lage angenehm zu machen, und wenn nicht in der menschlichen Natur eine gewisse Trägheit läge, die besonders in gewissen Jahren jede Veränderung scheuet, selbst wenn sie Verbesserung wäre. Da wir aber doch nun einmal nicht alle reich und vornehm, klug und schön seyn, nicht alle Länder zu regieren haben oder schöne Weiber besitzen können, so müssen wir billig der Natur Dank wissen für jene zwey Gewichte, mit denen sie den Flug unserer Begierden so

wohlthätig hat hemmen wollen. Schon ihre Absicht erkennen und ehren, ist Weisheit, sie befördern, unser Glück. Aber wie können wir das?

Es sind nicht alle Menschen so glücklich, sich bey dem, was das Schicksal für sie gethan hat, zu beruhigen. Wenn mancher auch hat, was tausend Andere ihm beneiden, so kann er sich doch nicht recht von Herzen freuen, sondern tausend Kleinigkeiten oder irgend eine herrschende Vorstellung verbittern ihm sein ganzes Leben, und rauben ihm jene schöne Gemüthsruhe, die der Schöpfer uns doch so sichtlich gegönnt hat. Dieser bereut frühe Unvorsichtigkeiten, deren Folgen er noch empfinden muß; ein Arderer schimpft auf sein Teperament, das ihn oft wider seinen Willen zu tadelnswürdigen Handlungen oder unbesonnenen Reden fortreißt; ein Dritter quält sich mit Grillen, die gar keinen Grund haben; ein Vierter verwünscht seine Lage, u. s. w.

Was zuerst die Reue über frühe Unbedachtsamkeiten betrifft, so ist sie allerdings ein starkes Hinderniß der Gemüthsruhe, und in den meisten Fällen noch dazu ganz fruchtlos. Wie ehemals manches edle, unschuldige Weib ihr Leben bange im Kloster vertrauern mußte, wohin ein allzurascher Entschluß in den Jahren der Unwissenheit sie geführt: so verseufzet noch jetzt mancher Ehemann sein Leben an der Seite einer Frau, die, obgleich ehemals seine freye Wahl, ihm jetzt mit jedem Tage unausstehlicher wird: so quält sich mancher in einem Amte oder Gewerbe, das er mehr im Traume als bey voller Besonnenheit zuerst ergriff, oder bereut die versäumte Gelegenheit, Kenntnisse einzusammeln, die ihm jetzt trefflich zu Statten kommen würden; oder er verwünscht den Augenblick, da eine blinde Leidenschaft ihn trieb, sich seines edelsten Gutes, der Gesundheit, zu berauben. Was ist zu thun, um sich solche Reue zu ersparen? Offenbar

nichts anders, als bey jedem Schritt sich bestimmt zu fragen: was willst du thun? und vor allen Dingen die Folgen wohl zu bedenken. Quidquid agis, prudenter agas et respice finem! war der Spruch, den jener alte Weise mit schwerem Gelde nicht zu theuer zu verkaufen glaubte. Aber es ist ganz außerordentlich, mit welcher Zuversicht der leichtsinnige Mensch darauf rechnet, daß der Zufall seine unbesonnenen Streiche wieder gut machen werde. In dem Leben eines vollkommen weisen Mannes müßte eigentlich keine Handlung, ja kein Wort unberechnet seyn, und je fester man alles überlegt, je klärer man sich vorher alles gedacht hat, was man thun will, desto weniger wird man zu bereuen haben.

Ganz besonders sollte man die wichtigern Schritte, wovon so vieles in der Zukunft abhängt, nicht ohne die größte Behutsamkeit und ohne die reifste Ueberlegung thun. Was kann z. B. wichtiger seyn, als die

Wahl der Ehegenossinn? Und wie unvernünftig wird dabey nicht meistens verfahren! Entweder sieht man bloß auf eine Eigenschaft, z. B. Schönheit, Reichthum ꝛc.; oder man sieht auf gar nichts, und nimmt die nächste, die man kennt, weil man sich nicht die Mühe nehmen will, mehrere andere kennen zu lernen; oder man hat sich so in ein gewisses Haus eingewohnt, und so viel Gefälligkeiten in demselben schweigend angenommen, daß man sich nicht mehr zurückziehen kann, aus Furcht, undankbar zu scheinen; oder man ist von der Liebe so leidenschaftlich hingerissen worden, daß man, in der Ueberzeugung, man werde ohne den Gegenstand derselben nicht leben können, Herz und Hand auf ewig verschenkt hat. Das letztere begegnet nur sehr jungen Leuten, und wird in vielen Fällen durch die bürgerlichen Verhältnisse wieder vereitelt, die die frühen Heyrathen bekanntlich sehr erschweren. Ungeachtet nun die Bereitwilligkeit zur ewigen Verpflichtung dem

feurigen Jünglinge zur Ehre gereicht, so rathen doch Klugheits- und Sittenlehre gleich ernstlich von dieser Treuherzigkeit ab; diese, weil man niemanden Hoffnungen machen soll, deren Erfüllung nicht ganz von uns abhängt, jene, weil man sich nie die Hände binden muß, wenn man in der Folge die verlorne Freyheit nicht schmerzlich bereuen will. Man mache sich daher früh recht deutliche Begriffe von der Liebe, und entschlage sich besonders des ungegründeten Glaubens, als könne man nur mit einer bestimmten Person, die man gerade jetzt gefunden hat, glücklich leben. Man sage sichs vielmehr so kraß als möglich, daß alles, was bey der heißesten, zärtlichsten Liebe in dem Alter der erwachten Mannbarkeit in unserm Herzen vorzugehen scheint, eigentlich eine Spanne tiefer vorgehe, daß dasselbe gleichfalls vorgehen würde, wenn wir hundert ganz andere Mädchen unter solchen Umständen kennen gelernt hätten, und daß es sicher vorgehen werde, wenn wir etwa unsern Wohnort verändern

sollten. Man sage sichs recht deutlich, daß, den physischen Grundtrieb ausgenommen, alles übrige bey der Liebe nur Poesie ist, und daß, nach dem Verflug des poetischen Zaubernebels, oft etwas sehr Trostloses zurückbleibt. — Um endlich nicht von solchen, die darauf ausgehen, unvermerkt umstrickt zu werden, besuche man solche Häuser, in welchen Töchter heranreifen, mit größter Vorsicht, mache sich auf keine Weise von den Eltern solcher Töchter abhängig, und weiche besonders allen Wohlthaten aus, auf welche einmal Anforderungen gegründet werden könnten.

Eben dieselbe Vorsicht und dasselbe Mißtrauen sind nöthig, wenn wir uns mit einem Compagnon in ein Handelsgeschäft einlassen wollen. Wo wir nicht vollkommene Fähigkeit, Ernst, Thätigkeit und gewissenhafte Redlichkeit wahrnehwen, da müsse keine Freundschaft uns verleiten, den unsichern, reueschwangern Bund zu schließen. Bey Verträgen ziehe man ja einen der Landesgesetze kundigen Mann zu

Rathe. Auch mit dem Leihen zaudre man, wenn man nicht allenfalls auch bereit ist, das Geliehene zu schenken. Derer, die geliehene Sachen zu der bestimmten Zeit von selbst wiedergeben, sind so wenige in der Welt, daß sie nur als Ausnahmen zu betrachten sind.

Ich komme jetzt zu denen, die nicht eine bleibende Ursache zur Unzufriedenheit haben, sondern deren Gemüthsruhe nur zuweilen getrübt wird. Dies geschieht meistens durch Ausbrüche eines heftigen Temperaments, oder durch Wirkungen einer alten bösen Gewohnheit, oder durch temporäre Vernachlässigung der Klugheit. Man verliert im Spiele sein Geld, man bekommt beym Trunke Händel, man versäumt etwas nöthiges über vielem Plaudern, langem Schlafen, unnützer Geschäftigkeit rc., man vergißt sich im Reden, sagt, was man nicht sagen sollte, und hat Verdruß davon. Auch zur Verhütung solcher Vorfälle räth die Klugheitslehre: handle nach der Vernunft; sey dir deiner Zwecke deutlich bewußt;

träume nie mit wachenden Augen. Du kannst spielen, denn es ist ein unschädliches Vergnügen, nur mußt du wissen, wie weit du gehen darfst. Ist es so mit dir bestellt, daß ein Verlust von wenigen Groschen oder Thalern dich sehr verlegen machen könnte, so spiele lieber nicht. Du darfst Aufwand machen, nur nicht mehr, als mit deiner Einnahme und deinen nöthigen Ausgaben bestehen kann. Du darfst trinken, nur nicht mehr, als dein Kopf verträgt. Hat aber eine frühe Verwöhnung irgend einen bösen Hang in dir befestigt, so mache dir die philosophische Aufgabe, ihn mit allen Waffen der Vernunft zu bestreiten und zu besiegen.

Ein drittes Hinderniß der Gemüthsruhe ist die Furcht, eine Tochter der Schwäche, zuweilen aber auch der Trägheit. Man bildet sich ängstliche Vorstellungen von der Zukunft, man glaubt, es werde mit uns selbst, ja mit der ganzen Welt immer schlechter werden, man werde nicht mehr leben können ꝛc. Aus die-

ser Besorgniß wird man geizig, mißtrauisch, ängstlich, verschlossen, menschenscheu. Oder man hängt an abergläubischen Zeichen, Prophezeihungen, Träumen und Ahnungen, und zittert vor den unschuldigsten Dingen. Oder man glaubt sich von heimlichen Feinden umgeben, glaubt Freunde falsch, die es doch gut mit uns meinen, und verbittert sich dadurch selbst das Leben. Oder man hat medizinische und philosophische Bücher gelesen, und glaubt sich von allen Krankheiten verfolgt, oder wird durch Zweifel an Gott und Unsterblichkeit geängstigt ꝛc.

Willst du von diesen Arten der Furcht geheilt werden, so mache es, wie man es mit scheuen Pferden macht, geh gerade auf den gefürchteten Gegenstand los, und lerne ihn deutlich kennen. Sieh doch zu, ob es denn bisher schon so merklich schlechter mit dir geworden sey, und ob es nicht mit tausend Andern noch unendlich schlechter stehe. Wo diese bleiben werden, wird ja auch für dich wohl noch

Raum seyn. Lies doch die Geschichtschreiber, wie sie immer die nämliche Sprache über schlechte Zeiten und böse Menschen geführt haben, ja wie, laut den Thatsachen, alles wirklich schon viel schlechter gewesen ist, als jetzt. Ein Cicero würde unsere Zeiten goldne Zeiten nennen. Verwirrt dummer Aberglaube dir den Kopf, so bilde deinen Geist durch Untersuchung der Natur und ihrer Gesetze, eigne dir die Klarheit stärkerer Geister an, und entschwinge dich dem Wuste und der Finsterniß des Pöbels. Zitterst du vor Menschen, so untersuche doch, ob sie denn wirklich wohl ein so mächtiges Interesse haben können, dir zu schaden, und was sie denn bisher schon eigentlich gethan haben. Findest du es nicht ganz besonders, daß du so ein guter, jene aber so erzböse Menschen seyn sollten? Sie sind ja doch mit dir aus einem Thon geknetet. Oder fühlst du dich etwa wirklich selbst so böse? Nicht doch! Nun so werden sie es ja auch nicht seyn. — Du kannst krank werden, das ist

gewiß; du wirst einmal sterben, das ist noch gewisser. Aber wirst du es durch alles Denken verhindern? Denke doch lieber, wie du leben willst. Sind doch alle gestorben, die gelebt haben, so wirst du's ja auch überwinden. Mache es doch, wie listige Schuldner, die sich so in der Arbeit vertieft anstellen, daß der Gläubiger sie nicht zu stören wagt. Pflanze, rechne, baue, kaufe, schreib, mache Plane für halbe Jahrhunderte; arbeite, als wolltest du ewig leben; du wirst dadurch, wo nicht den Tod, doch die Gedanken an ihn verjagen. Und was die Furcht vor dem Weltgericht betrifft: lebe so, daß du es nicht scheuen darfst. — „Aber wenn nun mit dem Tode alles aus wäre?" — Du meinst, wenn alle übrigen todt blieben, und du allein erwachtest? Das wäre freilich schlimm! — „Ach nein, wenn ich auch todt, und in der Erde liegen bliebe!" — Und es fühltest, daß du da lägest! — „Ach nicht doch! wie will ichs denn fühlen, wenn ich todt bin?" — Nicht? O über das

große Unglück, todt zu seyn, und nichts davon zu fühlen!

Betrachten wir nun viertens noch diejenigen, die aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage nicht zur Gemüthsruhe kommen können, so wird ja die Vernunft in vielen Fällen auch für diese noch Rath und Trost haben. In allen freilich nicht. Im Stiere des Phalaris, bey zerschossenen Gliedern oder an der Galeerenkette möchte wohl der eisernste Stoiker seine Idee von der wahren Glückseligkeit aufgeben. Aber wie viele leiden denn so ein Uebermaaß von Elend? Bey vielen ist es die Armuth, die sie zu Klagen treibt. Ist denn der redlichste Fleiß gar nicht im Stande, etwas mehr hinzuzuschaffen? Andere klagen über Mangel an Unterstützung. Habt ihr denn die Unterstützung auch verdient? Habt ihr sie auf die rechte Art nachgesucht? Habt ihr nicht durch Leichtsinn oder Trägheit eine gute Gelegenheit muthwillig versäumt? Es giebt so herrliche Exempel von Menschen, die bey wenigem ver-

gnügt gewesen sind, daß man sich, wenn man es nicht gleichfalls seyn kann, immer mit Recht in den Verdacht ziehen darf, als müsse die Schuld doch wohl in einer zu wenig geordneten Ideenreihe und zu geringer Selbstherrschaft der Vernunft liegen. So wie es auf mich ankommt, ob mein Gärtchen Blumen oder Unkraut tragen soll, so wird mir auch mein kleiner Wirkungskreis Freude oder Verdruß gewähren, je nachdem ich ihn bearbeite. Etwas wird immer darin seyn, das mich belohnen kann, und je unscheinbarer das Geschäft ist, desto rühmlicher für mich, wenn ich etwas ausgezeichnetes daraus mache. Und stehe ich denn wirklich so schlecht? Würden sich nicht Hunderte herzudrängen, wenn ich ihnen nur Platz machen wollte? Und kurz und gut, es ist nicht zu ändern. Es ist fast unbegreiflich, wie man, bey dieser eingesehenen Nothwendigkeit nur noch das Gesicht verziehen kann.

Selbst wenn endlich die Kräfte schwinden, und der letzte Kampf sich naht; wenn die Freunde, die uns bisher noch heiter besuchten, nun immer ernsthafter und wehmüthiger von uns Abschied nehmen; wenn wir die Unsrigen schon dem weggehenden Arzte ängstlich nachgehen sehen, ihn draußen zu fragen, wie lange es noch wohl dauren könne — o meine Freunde, so schwer der bittre Gedanke auch drückt, so wollen wir doch auch ihn mit männlicher Fassung denken. Es muß ja doch endlich einmal dahin kommen, und die Edelsten sind diesen Weg gegangen, vor uns; hätten gern noch manches ausgeführt, noch manches ihrer ausgestreuten Körner erwachsen sehen; aber sie mußten früher von hinnen. Laßt uns sterben wie sie. Auch unser Tod soll seyn wie der Edelsten unsers Geschlechts.

Vom Neide werde ich noch an einem andern Orte zu reden haben, doch darf ich ihn

auch hier als einen mächtigen Störer der Gemüthsruhe nicht ganz übergehen. Keinen Neid zu haben, ist von keinem Menschen zu verlangen; denn durch jeden Vorzug, der einem Andern gegeben wird, sehen wir uns zurückgesetzt, und dabey kommt der allgewaltige Selbsterhaltungstrieb viel zu sehr ins Spiel, als daß es ohne feindselige Regungen abgehen könnte. Sollen diese geschwächt oder ganz unterdrückt werden, so kann dies allein durch die Vorstellungen geschehen, daß wir ja etwas unbilliges verlangen, daß auch Andere leben wollen, daß ein Mensch nicht alle Vorzüge in sich vereinigen könne, und daß uns für das, was Andere vor uns voraus haben, wiederum manches zu Theil geworden ist, das ihnen abgeht.

6.

Wissenschaft und Kunst.

Diese beiden wunderbaren Göttergaben müssen unstreitig unter die Güter gerechnet werden, da diejenigen, welche sie einmal recht kennen gelernt haben, mit der innersten Sehnsucht nach ihrem vollkommensten Besitze streben. Auf welche Anlage unserer Natur sich die dabey wirksamen Kräfte gründen, das ist bekanntlich die große Aufgabe, die sich die neueste Philosophie, eben deswegen sehr passend Wissenschaftslehre genannt, gemacht hat. Ob sie sie jemals lösen werde, und ob bis in diese schwindelnde Tiefe zu dringen dem menschlichen Geiste überhaupt gestattet sey, wird die Zukunft lehren.

Bis dahin aber, wo wir die Kräfte selber kennen werden, wollen wir uns begnügen, die äußern Bedingungen kennen zu

lernen, unter denen sich diese Kräfte wirksam erzeigen. Und hier ergeben sich wunderliche Erscheinungen. Die herrliche Wissenschaft, die göttliche Kunst, dienen eben so sehr dem gemeinen Selbsterhaltungstriebe zur Nahrung, als Reichthum, Ehre, Macht, und die übrigen Güter. Das erste Motiv, das uns zum Lernen treibt, ist die Furcht vor dem Lehrer, dann kommt der Ehrgeiz hinzu, uns mit unserm Wissen vor Andern auszuzeichnen, und endlich der Eigennutz, der uns gewisse Kenntnisse als unentbehrlich zu irgend einem Amte vorstellt. Erst wenn wir alle diese Triebfedern abgeschüttelt haben, bleibt ein reines Vergnügen an den Studien selbst zurück, welches indessen immer noch den größten Theil seiner Nahrung dem Ehrtriebe verdankt. Dem Künstler, der eine Sehnsucht empfindet, sich über den großen Haufen gemeiner Menschen emporzuschwingen, aber weder Gelegenheit zu Heldenlorbern, noch Zugang zu den Staatsgeschäften hat, bleibt nur ein Weg übrig,

dem Volke zu zeigen, wie würdig er der Achtung sey, der nämlich, daß er sich in seine Kammer verschließe, und seinen Gedanken, Wünschen und Träumen äußeres Leben, sinnliche Gestalt und sichere Dauer gebe, um dann stolz mit seinem Werke hervortreten und sagen zu können: Seht, das hat der Mann geschaffen, den ihr übrigen Geschäfte treibenden oder auch müssig schwelgenden Menschen in eurer Gesellschaft so gleichgültig ansahet! — Verbietet dem Verfasser der Wissenschaftslehre, den geringsten neuen Gedanken der Welt oder auch nur einem Freunde mitzutheilen; schneidet einem Rafael die Hoffnung rein ab, für seine Gemälde Geld und Ehre zu erhalten, und von dem Augenblick an hat für jenen die Philosophie und für diesen die Kunst auch nicht das geringste Interesse mehr.

Nirgends zeigt sich die Verdrehbarkeit der menschlichen Vernunft durch verkehrte Gewöh-

nungen so deutlich, als in der sinn- und zwecklosen Art, wie viele Gelehrte die Wissenschaften behandeln. Eigentlich kann man doch nur vier Zwecke erdenken, zu denen man Kenntnisse einsammelt, entweder 1. aus reinem Vergnügen am Wissen, oder 2. weil die Kenntnisse, nach denen man strebt, ins praktische Leben eingreifen, oder 3. um eines Examinators willen, oder endlich 4. weil man sie Andern wieder lehren will, die vielleicht etwas besseres, als wir selbst, damit anzufangen wissen werden. Diese letztere Klasse umfaßt die Schullehrer, die, wenn sie sich nicht einen von den beiden erstgenannten Zwecken zugleich setzen, den Apothekern zu vergleichen sind, welche ihre Kräuter und übrigen Heilmittel nicht zu eignem Gebrauch, sondern für Andre einsammeln. Wer sich nun aus einem dieser vier Gründe, oder aus mehreren zusammengenommen, auf die Wissenschaften legt, der weiß doch wenigstens, was er will, und behauptet also dabey doch im-

mer den Ruhm eines vernünftigen Mannes. Was soll man aber zu denen sagen, die immerfort studiren, so wie der Geizige immerfort sammelt, ohne zu wissen, wozu? die von allem etwas haben wollen, und nichts vereinigen? die mit solchem Ernst auf die Erlernung todter Sprachen dringen, ohne sich doch sonderlich um die Werke zu bekümmern, die in diesen Sprachen geschrieben sind? die kahle geographische oder statistische Register auswendig lernen, um sich ein Zeitungslexikon zu ersparen? die zehntausend Pflanzen mit den Linneischen Namen zu nennen, aber von keiner einzigen den Nutzen anzugeben wissen? die die Geschlechtsregister der Kalifen und die sämmtlichen Stämme der germanischen Völker an den Fingern herzählen können, aber über die Ursachen und Wirkungen von Beider Erscheinung nie nachgedacht haben? Freilich werden auch diese sagen, solches Wissen mache ihnen Vergnügen; allein es würde ihnen schwer werden, zu beweisen, daß dies Ver-

gnügen edler sey, als das Vergnügen am L'hombre-spiel, oder an der Anhörung einer alten Frau, deren Familiengeschichten und Stadtgeklätsche mich eben so nahe angehen, als die Einwohnerzahl der Stadt Buxtehude, oder der Unterschied der Sylben φι und φιν, oder der barbarische Name, mit welchem der selige Linne irgend eine so und so aussehende, um die und die Zeit an dem und dem Flusse in Sibirien blühende Wasserpflanze hat benannt wissen wollen.

Doch, daß mich Niemand mißverstehe! Damit soll keinesweges gesagt seyn, als ob ein Büsching, ein Wolf, ein Humbold, in ihren Bemühungen, uns eine möglichst vollständige Geographie, eine möglichst genaue Kenntniß der griechischen Grammatik und einen ungewöhnlichen Beitrag zu unsern botanischen Registern zu geben, thöricht gehandelt hätten. Nur wenn wir annehmen könnten, daß diese trefflichen Männer für den letzten Zweck alles Wissens keinen Sinn ge-

habt, und sich um das Eingreifen ihrer Wissenschaften in die allgemeine Bildung nicht bekümmert hätten, verdienten sie unser Achselzucken. Aber nachdem sie unter den obigen vier angegebenen Zwecken dem ersten immerfort nachstrebten, machte es ihnen Vergnügen, um des vierten willen jene mühsamen Werke über die Geographie und über die Dialecte auszuarbeiten, und dadurch tausend Andern die Erreichung aller vier Zwecke zu erleichtern.

Um nun auf die Hauptsache zurückzukommen, warum ich dieser Dinge hier überhaupt erwähnen mußte, so fragt sich: auf welchem Wege ist von der Wissenschaft, als Gut betrachtet, der schönste Vortheil zu gewinnen, und wie ist dies Gut überhaupt zu erlangen? Eine ausführliche Beantwortung der letztern Frage würde mich auf eine Methodik aller einzelnen Wissenschaften führen, worauf ich mich hier natürlich nicht einlassen kann. Daher nur folgende Winke:

Wer von seinen Eltern oder Lehrern zum

Studium der Wissenschaften bestimmt ist, der werde früh angehalten, in dem Lernen sein Vergnügen zu finden. Alle Elemente, besonders der Sprachen, bringe man ihm zu einer Zeit bey, wo das Gedächtniß noch alles ohne Unterschied gern festhält, und wo die Motive der Furcht, des Wetteiferns oder der Liebe zum Lehrer ihn noch treiben. Späterhin wird es dem zum Denken gewöhnten Geiste schon schwer, ja unmöglich, die trockenen Formeln und das viele Mechanische, das zum ersten Anfange, gleichsam zum Gerüste, erfordert wird, lieb zu gewinnen und fest zu halten. Die Schulen sollten daher recht eigentlich diejenigen Dinge treiben, die sich ohne äußern Zwang dem Geiste nicht anschmiegen, und um ihrer innern Annehmlichkeit willen nie gelernt werden würden, besonders also Sprachen; dagegen sollten sie die Zeit weniger mit solchen Wissenschaften versplittern, die doch nur erst in reiferen Jahren bey eigenem Triebe und Bedürfnisse mit rechtem Nutzen

studirt, und auf die rechte Weise gefaßt werden können, z. E. Geschichte, Aesthetik ꝛc. über welche letztere heut zu Tage die alte grammatische Gründlichkeit unverzeihlich vernachlässigt wird. Ueberhaupt sollte man den Kopf eines jungen Menschen bis in die erste Klasse wie ein Magazin betrachten, in welches nur immer hineingetragen würde, und erst wenn alle Fächer voll wären, mithin ein reiches Maaß von Materialien vorhanden wäre, sollte man anfangen, ihn zu belehren, wozu in der Folge wohl diese Schätze zu gebrauchen wären. Es ist nicht zu fürchten, daß ein mechanisch vollgepfropfter Kopf ohne Judicium (wie man's nennt) bleiben werde. Wer nur einen rechten Vorrath in sich fühlt, den wird zu seiner Zeit Ehrgeiz und Bedürfniß schon lehren, ihn zu gebrauchen, auch hat die Natur diesen Gang bey allen wissenschaftlichen Erfindern genommen. Erst nahmen sie alles, was da war, in sich auf; dann combinirten sie aus dieser Summe Neues

und Größeres; dagegen ist noch nie ein früher Räsonneur ein gründlicher Denker geworden. — Nach wohl gelegtem Fundamente richte nun der Jüngling seinen Blick nach einem Vereinigungspunkte alles seines Wissens, nach einem letzten Grunde aller Erscheinungen: dies wird ihn auf die Philosophie, die Wissenschaft aller Wissenschaften, führen. Erst wenn er selbst gesehen hat, wie weit die Aussichten reichen, die ihm hier eröffnet sind, und wie sich in diesen Strom alle einzelnen Bäche ergießen, dann kehre er zurück, und wähle sich das kleinere Gebiet, das ihm vor allen andern lacht, und bebaue es zum Besten des Ganzen so redlich, als er kann. So wird ihm die innere Selbstzufriedenheit und die Achtung der Welt nicht fehlen.

Der **Künstler** wird nur von der Kunst begeistert, und nur von Künstlern erzogen. Sein Wonnegefühl ist dem des Schöpfers analog. Wen sein guter Genius diesen Weg

führte, der wird der Regeln der Klugheits-lehre dazu nicht bedürfen.

7.

Liebe der Menschen.

Nicht die Tyrannen allein, die nach dem Grundsatze: oderint dum metuant, regiert haben, sondern auch ein großer Theil der übrigen Menschen haben die Liebe ihrer Mitmenschen so gering geachtet, daß es einem gutartigen, gefühlvollen Manne unbegreiflich ist, wie sie sich dabey haben glücklich fühlen können. Je edler unser Charakter gebildet ist, desto sehnsuchtsvoller werden wir nach dem süßen Bewußtseyn streben, recht vielen Menschen etwas werth zu seyn, und von allen, die uns umgeben, geliebt zu werden. Und umgekehrt, wenn wir nach diesem Bewußtseyn streben, so werden wir unwillkührlich auf

die Beobachtung der sittlichen Gebote geführt werden; denn diese ist großentheils das Mittel, die Liebe der Menschen zu gewinnen. Doch wir wollen alles, was dahin gehört, hier kurz zusammenstellen.

Um geliebt zu werden, müssen wir liebenswürdig seyn; liebenswürdig durch das, was wir thun, liebenswürdig in dem, was wir sprechen, liebenswürdig durch die ganze Art, wie wir uns darstellen. Das Letztere ist zwar nicht die Hauptsache, aber es ist das Erste, was an uns bemerkt wird, und es ist kein kleiner Vortheil, wenn der erste Eindruck, den wir machen, angenehm ist. In dieser Hinsicht ist körperliche Schönheit unstreitig ein sehr wünschenswerthes Gut, und die Bemühung, sie zu erhöhen, nicht so verächtlich Eitelkeit zu nennen. Vielmehr ist es der Klugheit vollkommen gemäß, wenn man gewisse natürliche Fehler durch Zwang, gutgewählte Kleidung oder medizinische Mittel so viel als möglich verbirgt, wenn man solche Farben oder

solche Art, das Haar zu tragen, wählt, die der Gesichtsfarbe oder dem Wuchse etwas leihen, wenn man der herrschenden Mode folgt, und wenn man sich aller solcher Trachten, Reden oder Bewegungen enthalt, von denen man weiß, daß sie zu seiner Individualität nicht passen.

Das Universalmittel zum Gefallen, das selbst die Schönheit nicht entbehren kann, ist die Reinlichkeit; aber nicht eine solche, die nur auf der Oberfläche schimmert, sondern die zu Geist und Leben bey uns geworden ist, und alles erfüllt, was uns umgiebt. Sie ist, nach Montesquieu, der äußere Widerschein von der Reinheit der Seele. Nicht leicht kann man den Sinn für diese Tugend zu weit treiben. Ein reinliches, wohlgeordnetes Zimmer, ein weißes Kleid, saubere Wäsche, die vollkommenste Reinlichkeit der Haut, des Kopfes, der Zähne und des Mundes, eine blinkende Küche, ein Eifer für die Netterhaltung auch der gebrauchtesten Gefäße und Hausgeräthe:

dies alles erwirbt einem jungen Mädchen einen Reiz, der über allen Reiz der Schönheit geht, und der Abgang dieser Tugend ist nicht selten die Ursache, warum manches Mädchen so wenig gesucht wird, und manches Weib ihrem Manne so unausstehlich ist. Die Frauen klagen so gern darüber, daß die Liebe der Männer weit lauer im Ehestande als im Brautstande sey; allein sie bedenken nicht, daß sie ihnen auch im ehelichen Schlafgemach eine weit schmutzigere, schlampigere Figur zeigen, als bey den ehemaligen Schäferbesuchen im Brautstande. Gewöhnlich muß dabey freilich die Küche und die Wirthschaft zur Ausrede dienen; aber damit wollen sie nur ihre Trägheit und Bequemlichkeitsliebe bedecken. Eine Ehefrau sollte, und wenn sie noch so oft die Wäsche wechseln müßte, für ihr Hauskleid und ihr Unterröckchen weit größere Sorge tragen, als für alle Staatskleider und Coeffüren, mit denen sie in Gesellschaften glänzen will. Jedermann sollte billig nichts so sehr fliehen, als

das, wodurch er sich Andern ekelhaft machen kann; aber besonders ist eine von Unflat starrende Hausfrau der scheußlichste Anblick, den man haben kann.

Mit der Reinlichkeit hängt die Ordnungsliebe auf das genaueste zusammen. Beide müssen uns früh angewöhnt werden, wenn sie uns in reiferen Jahren nicht wenigstens sehr schwer fallen sollen. Die Ordnungsliebe theilt die Tageszeit streng für gewisse Geschäfte ab, verlangt in jedem Geschäft einen unabänderlichen Tact und Mechanismus, und weiset auch dem kleinsten Geräthe seinen bestimmten Platz an, den es immer und ewig behalten muß und auf den es jedesmal gleich nach dem Gebrauche wieder hingelegt wird, so daß es auch im Finstern gefunden, und jedem Fremden aufs genaueste und sicherste bezeichnet werden kann. Ein kürzlich bey Berlin verstorbener Landprediger bediente sich noch in seinem achtzigsten Jahre der nämlichen zwey Stecknadeln, mit denen er noch als Schüler seine Halsbinde be-

festigt hatte. Wie hätte er sie auch verlieren können, da er sich von Jugend auf gewöhnt hatte, sie des Abends in die Binde zu stecken, und sie beim Wechseln der Binden immer sorgfältig aus der alten herauszuziehen? Außer dem großen ökonomischen Nutzen dieser Tugend aber ist sie kein geringes Mittel, uns die Zuneigung Anderer zu verschaffen, indem nicht nur ein wohlgeordnetes Zimmer, Haus, Schrank, Garten ꝛc. angenehm ins Auge fallen, sondern jeder sich auch unbedenklicher mit einem Manne einläßt, dessen Ordnungsliebe auf verwandte Tugenden schließen läßt.

Ob eine Dame zur Erhöhung ihrer Schönheit auch Schminke und falsches Haar benutzen solle? Wenn sie es ihrem Publicum zutrauen darf, ihm dadurch zu gefallen — warum nicht? Was das aber für ein Publicum seyn kann? Unstreitig kein anderes, als welches sich selbst mit falschen Lenden und Waden behilft.

Nächst dem schönen Körper wird man

am sichersten durch artige Manieren und Reden und durch Geschmack gefallen. Diese Dinge können freilich nur im Umgange mit fein erzogenen Personen gelernt werden, allein auch eigene Aufmerksamkeit auf sich selbst kann uns wenigstens die plumpsten Verstöße vermeiden helfen. Zu diesem Zweck besuche man, so häufig man dazu Gelegenheit hat, gebildete Gesellschaften, das Theater und den Tanzsaal, wenn beide letztere Orte nicht etwa aus ökonomischen Rücksichten, oder aus Pflicht für die Gesundheit oder die Gemüthsruhe vermieden werden müssen. Man studire besonders die kleinen Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, wodurch man sich bey Frauen und höhern Personen so beliebt macht, und vermeide jedes Wort, womit man das ästhetische Gefühl beleidigen könnte. Ein reines und gebildetes Sprachorgan, und die Gabe, seine Gedanken und Gefühle in einer leichten und angenehmen Rede vorzutragen, giebt uns einen hohen

Werth in der Gesellschaft, und man weiß, welche ungeheure Uebungen die Alten anstellten, um sich in dieser Kunst recht zu ver vollkommnen. Wenn werden doch auch bey uns die Zeiten kommen, wo man der mündlichen Beredsamkeit eigene Uebungen widmen wird?

Nächst diesem Talente giebt es noch einige andere, die ihre Nützlichkeit ganz vorzüglich im geselligen Umgange bewähren, und die daher schon deshalb mit Eifer zu erringen sind. Eine Fertigkeit in fremden Sprachen, im Spielen eines musikalischen Instruments, im Singen, im Tanzen, selbst in den gangbarsten Arten geselliger Spiele, giebt uns die vielseitigste Brauchbarkeit in Zirkeln, wo solche Talente gelten, und eins derselben setzt uns oft schon in den Stand, eine ganze Gesellschaft angenehm zu unterhalten, die sonst einen Abend in tödlicher Langerweile zugebracht haben würde. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet ist das Kar-

tenspiel eine herrliche Erfindung, und der Vorwürfe nicht werth, die die Moralisten ihm meistens zu machen pflegen. Diese Herren sind in der Regel Gelehrte, und müssen es als solche freilich nützlicher finden, Quartanten durchzuackern, als die schöne Zeit mit Spielen zu tödten. Aber sie sollen nur erst denen, die keine Gelehrte sind, ein besseres Mittel vorschlagen, sich von beschwerlichen Geschäften zu erholen, und dem Geist eine angenehme Zerstreuung zu geben. Vorlesen ist etwas; aber wo findet man für eine gemischte Gesellschaft ein Buch, das allen gefällt? Wie leicht schläft man dabey ein! Wo hat man immer einen guten Vorleser? Sprechen? Woher soll der Stoff kommen, wenn dieselben Personen sich oft sehen, und jedesmal lange beysammen sind? Oder wenn man sich gar nicht kennt? Musik? Erfordert einen, der sie machen kann, und immer neue Stücke, die nicht so wohlfeil zu haben sind. Und immer kann man sich doch auch

nicht vorspielen lassen. Dazu hat das Kartenspiel das Gute, daß alle Theilnehmer dabey selbstthätig sind, daß das Nachdenken auf eine angenehme Art dabey beschäftigt wird, und daß die Furcht vor dem Verluste ein beständiges Interesse wach erhält, das oft unsern Körper unmerklich mit erhitzt, und das träge Blut rascher durch die Adern treibt. Gewährt es endlich dem Spielenden selbst Vergnügen, thut es seiner nützlichen Thätigkeit, seinem Vermögen und seiner Gemüthsruhe keinen Eintrag, so ist gar nicht abzusehen, warum es von den Mitteln, unsere gesellschaftlichen Zusammenkünfte zu erheitern, ausgeschlossen zu werden verdiente.

Die solidesten Mittel endlich, nicht bloß Liebe zu erregen, sondern sie auch bleibend zu erhalten, sind solche Tugenden, wodurch man in Andern die angenehmen Gefühle des Vertrauens und des Selbstgefühls hervorbringen kann. Zeige also denen, deren Liebe du wünschest, zuerst, daß sie dir etwas werth

sind. Nichts schmeichelt dem Menschen so sehr, als das Bewußtseyn, recht vielen lieb und schätzbar zu seyn. Der schlechteste Kerl fühlt sich geehrt, wenn man in ihm irgend etwas Gutes rühmend anerkennt, und unser bloßes Vertrauen macht ihn besser. Behandle also jeden recht geflissentlich mit der Achtung, die er verdient; laß es ihn merken, daß du das Gute an ihm, dessen er sich selbst bewußt ist, mit Wohlgefallen erkennst; ja könntest du selbst das so vortrefflich nicht finden, worauf er sich so viel einbildet, so sey doch nicht so lieblos, seinen süßen Wahn zu stören, wenn dieser Wahn übrigens unschuldig ist, und dein Beruf es nicht etwa ausdrücklich fordert, ihm deine Meinung rund heraus zu sagen, oder auch, wenn sein Dünkel nicht eine ernstliche Zurechtweisung heilsam für ihn machen kann. Umgehe die Schwächen Anderer mit Schonung; vermeide es, Dinge zu berühren, die sie kränken könnten; sey höflich, zuvorkommend, dienst-

fertig; erheitere sie durch deinen eigenen leichten Sinn; klage ihnen ohne Noth nichts vor; sprich nicht viel von deiner Krankheit, von deinen Geschäften, Processen und Aergernissen; beruhige sie vielmehr selbst durch passende Trostgründe, liebreiches Zureden, scherzhaftes Herausheben der lächerlichen oder vortheilhaften Seiten eines Unfalls, u. dgl. Um alles in der Welt mache dich durch Zudringlichkeit und Schwatzhaftigkeit nicht lästig; sprich nicht ab, am wenigsten in Dingen, die du nur halb kennst, und vor Personen, die diese Dinge besser kennen. Brüste dich nicht mit fremdem Witze, denn selten bleibt die Quelle, aus der du schöpftest, verborgen. Martere niemanden mit der hingeworfenen Erwähnung deiner vornehmen Bekanntschaften. Führe nicht Urtheile berühmter Männer in dem Tone an, als ob es deine eigenen wären, selbst wenn du diesen Urtheilen beytrittst. Zeige deutlich, daß du alles, was nicht dein Eigenthum ist,

verschmähest, und befolge auch in diesem Puncte die Maxime rechtlicher Leute: „Lie„ber arm und ehrlich, als glänzend und „verschuldet." Affectire auch nicht fremde Manieren. Was an Andern gefällt, kann dich unleidlich machen.

Auch die Vorzüge, Talente, Kenntnisse, Verbindungen, rc. deren du dich wirklich rühmen könntest, rücke Niemandem auf. *)

*) Jemandem, der sich recht widerlich machen wollte, würde ich rathen, allen Leuten seine vermeinten bessern Einsichten in die Aussprache und Orthographie unaufhörlich aufzudringen. Wenn ich einen solchen Reformator das P in Pflicht und das einfache S in Stein aussprechen höre, oder seine ortografischen Verbesserungen der Wörter Jar, Son, u. dergl. mit ansehe, so zucken mir immer die Achseln unwillkührlich in die Höhe. Man weiß, wie sehr sich ein ehemals beliebter Jugendschriftsteller durch seine in späteren Jahren angenommene Sprachreinigungswuth um die Achtung des Publicums gebracht hat. Bey ihm macht indessen die Verachtung dem Mitleid Platz, seitdem er uns selbst

Bescheidenheit ist die Krone wahrer Verdienste. Es klingt unendlich schöner, wenn die Leute sagen: „Man sieht es ihm gar „nicht an, er spricht wie unser einer; er hat „während eines langen Gesprächs seiner Werke „auch nicht von ferne erwähnt;" als wenn es heißt: „Beym dritten Worte erfährt „mans schon, daß er in Paris gewesen ist, „daß er ein Schriftsteller ist, daß er den Kö„nig gesprochen hat, daß ihn die und die „Akademie zum Mitglied aufgenommen hat, „daß er so und soviel Sprachen versteht, „oder dergl." Daß mit dieser Bescheidenheit keinesweges ein Wegwerfen seiner Würde nothwendig verbunden ist, sieht man leicht. Es kann dem geistvollen Manne nicht an Mitteln fehlen, sich gemeinen Schwätzern, deren Gespräch ihm fade ist, zu entziehen;

berichtet hat, wie sehr Mastaderstockung und Sucht (Hämorrhoiden und Hypochondrie) auf seinen Geist eingewirkt haben.

nur muß er sie nicht durch Stolz oder Grobheit verscheuchen wollen.

Der Grund, auf dem unser Wohlgefallen an der Bescheidenheit der glücklicher Begabten beruht, ist unsre eigne Schwäche, der es wohlthut, wenn ihr, gleich schwachen Augen, die gar zu blendenden Lichter entzogen werden. Aus demselben Grunde lieben wir die, die ihren Neid unterdrücken, und nicht nach anderer Fehlern haschen, weil wir von solchen hoffen dürfen, daß sie auch von uns nur Gutes reden werden; die Aufrichtigen, weil wir uns vor ihrer Hinterlist nicht fürchten dürfen; die Verschwiegenen, weil wir ihnen ohne Furcht unsern Kummer und unsere Freude, unsere Plane und unsere Hoffnungen anvertrauen können. Nach diesen Tugenden also strebe gleichfalls, wer von andern Menschen geliebt seyn will.

Laßt uns nun noch insbesondere die Lehren der Klugheit hören, die sie denen giebt, welche die Liebe im eigentlichen Sinne, sey es die eheliche, oder die zur Ehe führt, begehren. Man wird sagen, Liebe und Klugheit sind entgegengesetzte Dinge, denn die Klugheit verlangt Ueberlegung unsers Vortheils, die Liebe aber führt uns aus uns selbst heraus, und wenn wir schon wieder an unsern Vortheil denken, lieben wir nicht mehr. Das ist ganz richtig; aber eine rechte Klugheit wird hier dennoch ihren Platz behaupten können. Sie wird sich nämlich an die Thür des Herzens stellen, wenn die Liebe noch nicht eingegangen ist, und noch zu rechter Zeit untersuchen, ob sie herein kommen dürfe; und nur erst, wenn sie gefunden hat, daß die übrigen Eigenschaften des Mädchens, deren Schönheit uns zuerst gerührt, unserer Achtung würdig sind, wird sie sich zurück ziehen, und den Schauplatz willig und ganz der Liebe überlassen.

Aber werden nicht die wenigsten Heyrathen bey uns von der wahren Liebe geschlossen? Und gebührte nicht folglich in allen diesen Fällen der Klugheit die erste, wo nicht die einzige Stimme? Aber was räth sie denn nun in diesem wie in jenem Falle? Sie sagt: Prüfe dich, ob du im Stande bist, die Neigungen und Bedürfnisse der Person, die du heyrathen willst, von welcher Art sie seyn mögen, vollkommen zu befriedigen; denn dies Unvermögen ist die Hauptursach aller Ehebrüche. Prüfe dich, ob jene Person zu deinen Jahren, deinem Stande, deinem Charakter und deiner Lebensweise paßt; denn ist dies nicht, so werdet ihr euch ewig fremd bleiben. Prüfe dich ferner, ob du deiner Frau die nöthige Beschäftigung im Ehestande werdest geben können; denn wenn der langen Weile Raum bleibt, so fängt der böse Dämon schon sein Spielwerk an. Siehe zu, ob du auch nicht einer frühern Verbindung in den Weg trittst;

du wirst dann wenigstens einen schwereren Stand zu behaupten haben. Erkundige dich, welch eine Tochter dies Mädchen gewesen sey; denn eben solche Gattinn wird sie auch seyn. Ziehe einen rechtschaffenen Freund, oder eine brave Frau zu Rathe, und verachte vor allen Dingen das öffentliche Gerücht nicht. Frage dich endlich aufrichtig, ob du auch wohl der Mann seyst, der sich für das Wohl einer Frau fortdauernd und ausschließlich werde interessiren können, und ob du nicht selbst zuerst erkalten möchtest. Nach diesen Untersuchungen fasse deinen Entschluß.

Alles, was die besten Menschen nur an sich ziehen kann, Vertrauen, Achtung, Schonung, gänzliche Hingebung, innige Theilnahme, Verschwiegenheit, Aufopferungen aller Art — das muß dem ehelichen Bande seine unverletzliche, ewige Heiligkeit geben. Hier darf keine Theilung des Interesse, ja keine Theilung der Gedanken seyn; das Geheimste

der Frau ist dem Manne, das Wichtigste des Mannes der Frau kein Geheimniß. Nichts darf der Eine ohne des Andern Vorwissen ausführen, als nur die Veranstaltungen der Liebe, womit Eins das Andere überraschen will. Aber dennoch darf keine neugierige Zudringlichkeit die Maske der zärtlichen Theilnahme mißbrauchen; eine Laune des Mannes, in der er ungestört seyn will, muß der Frau ein ehrerbietiges Schweigen einflößen, und wiederum, wenn ihr der Kopf heiß ist, darf der Mann nicht ihre Theilnahme an seinen sehr heterogenen Geschäften verlangen. Verschiedene Meinungen erregen keinen Streit, denn jeder ist bereit, den stärkern Gründen nachzugeben, und ein lebhafter Wunsch des Einen, wenn er nicht gar zu unbillig ist, wird schon aus Liebe erhört. Maulen und tückisches Nachtragen sind ganz unbekannte Dinge; denn wenn sich einmal ein ernsthafter Zwist erheben will, so bricht der Mann plötzlich ab, läßt die Hitze ver-

rauchen, und hält ein Paar Stunden nachher bey völliger Ruhe der Frau die Sache offenherzig wieder vor, ohne Groll oder Rechthaberey. Die Irrende bekennt ihren Fehler eben so freymüthig, und die herzliche Versöhnung erfolgt. Wer das Regiment führt, wird nie untersucht; ein jeder thut in seinem Departement seine Schuldigkeit, und selbst das gemeinsame Geschäft der Kindererziehung wird von jedem nach seiner Weise betrieben. Welche Weise aber die bessere ist, wird der am besten erkennen, der die schlechtere hat, an dem verlornen Ansehen nämlich, wegen dessen glücklicher Behauptung er wider Willen den Andern ehren muß. Controllirt nur der Vater strenge und läßt in seiner Gegenwart keinen Unfug durchgehen, so kann die Mutter nicht viel verderben; denn die Kinder merken selber bald, daß sie nicht die letzte Instanz ist.

Nichts kann die eheliche Harmonie mehr erhöhen, als ein edler Wetteifer, dem Gat-

ten durch Thaten zu zeigen, wie sehr man das gemeinschaftliche Beste zu befördern wünscht. Wie schön, wenn der Mann bey seiner Nachhausekunft alles aufs reinlichste und ordentlichste besorgt findet, und die verständige und thätige Hausfrau unter den Mägden schalten und anordnen sieht, die den überlegenen Ordnungsgeist derselben ehren, und ihr gern gehorchen, weil sie lauter vernünftige und nöthige Befehle giebt. Welche Freude, wenn er unter den Händen einer so thätigen und klugen Wirthschafterinn sein Hauswesen immer mehr gedeihen sieht, wenn er durch ihre weise Sparsamkeit mit wenigerem auskommen kann, als viele andere, lange nicht so bequem lebende Ehemänner, wenn er sich endlich auf ihre Berufstreue und ihren Verstand so sicher verlassen kann, daß keine Sorge für diesen Theil der Geschäfte ihm etwas von der Zeit und Laune rauben darf, die er seinem Amte schuldig ist. Und auf der andern Seite:

wenn die Frau ihren Mann früh und spät in seinem Berufe arbeiten sieht, und es dankbar erkennen muß: es ist für mich und meine Kinder, daß er sichs so sauer werden läßt; aus Liebe zu uns, uns anständiger zu nähren, zu kleiden, zu versorgen, arbeitet er so redlich, mehr als er nöthig hätte, und immer mit Heiterkeit, eben weil es für uns ist: welche Gefühle muß das nicht hervorbringen! Das macht das Glück so mancher braven Familie im Bürgerstande, wovon die vornehme Welt wenig ahnet, am wenigsten die Damen, die sich bewußt sind, durch ihr Vermögen ihre Männer erst zu Männern gemacht zu haben, und die sich nun jede Frechheit ungescheut erlauben, in dem Vertrauen, daß sie die Mittel in Händen haben, den Mann zum Schweigen und zum Gehorsam zu zwingen.

In unsern höhern Ständen sind die Damen meistens nur die Maitressen ihrer Ehemänner. Sie haben nicht einerley Interesse

mit ihnen, sie halten sich ihre eigenen Zirkel, ihre eigene Bedienung, wohl gar ihre eigene Wohnung; sie gehen mit vielen andern Leuten wohl eben so freundschaftlich um, als mit ihren Männern; sie sprechen wohl gar mit Tadel von diesen zu Andern, beklagen sich über sie gegen Andere (das gewöhnliche Thema für die Hausfreunde); sie thun gar nichts für sie, wissen auch gar nicht einmal, daß sie eigentlich etwas für sie thun sollten; um die Kinderzucht bekümmern sie sich nicht, die Wirthschaft verstehen sie nicht; die Köchinn ist Regentinn: so bleibt für die armen Damen nichts übrig, als Schlafen, Putzen, Lesen, ein wenig Nähen und Stricken, Theetrinken und Medisiren. Und was hat der Mann von ihnen? Ein kleines Vergnügen, das er anderswo viel wohlfeiler haben könnte.

Doch weg von diesem traurigen Bilde! Wir haben noch ein Wort von der Eifersucht zu sagen. Da die Liebe dem menschlichen Gefühle das höchste Gut ist, so ist wohl nichts

natürlicher, als daß die Furcht, es zu verlieren, unendlich lebhafter seyn muß, als bey jedem andern Gute. Wie ist es also möglich, daß Liebe ohne Eifersucht bestehen könne? Wo keine Eifersucht ist, da ist auch keine Liebe (wiewohl nicht umgekehrt). Diese Gefährtinn ist auch so übel gar nicht, wenn sie nur gehörig behandelt wird; ja die Weiber gestehen es selbst, daß sie etwas Eifersucht an ihren Männern sehr gern sehen. Lästig wird sie, wenn sie in ein unwürdiges Mißtrauen ausartet, wenn sie spionirt, stichelt, grollt oder furchtsam schweigt. Ein vernünftiger Mann wird nicht eher mißtrauen, als bis er Grund dazu zu haben glaubt; dann aber sagt er es offen, was ihn verdrießt, und was er eingestellt wünscht. Eine unverhohlene, ernste, doch sanfte Erklärung wird selbst eine leichtsinnige Frau oft noch zu rechter Zeit zu ihrer Pflicht zurückführen, wenn sie schon geneigt war, diese zu vergessen; wie denn überhaupt die strengste Aufrichtigkeit, die durchaus keine

zweydeutigen Verhältnisse duldet, sondern alles gleich klar sehen will, viel Unfrieden im Keim ersticken kann. Wahr ist es, die Natur hat den Weibern die Treue sehr erschwert, um ihres Hauptzwecks willen, so viel lebende Wesen als möglich hervorzurufen, und daher ist dem sinnlichen Geschlechte allerdings nicht sehr zu trauen. Aber eben deswegen sollte eine Frau, die es mit ihrem Manne wirklich ehrlich meint, auch alles thun, was in ihren Kräften steht, um dies Mißtrauen gänzlich von sich abzuwenden.

Ein Paar Worte über die alte Klage, daß die Weiber gar keine Grundsätze hätten, und daß überhaupt gar nichts Gutes an ihnen sey, werden hier nicht am unrechten Orte stehen. Zuerst sollte man glauben, müßte es schon a priori undenkbar seyn, daß die Natur die eine Hälfte des menschlichen Geschlechtes schlechter als die andere gemacht haben sollte. Dann aber sieht man bey näherer Betrachtung auch leicht, aus welcher Quelle alle weibliche Untu-

genden fließen. Entweder nämlich aus dem Geschlechtstriebe, oder aus der Begierde, vor andern ihres Geschlechts hervorzustrahlen. Beide Triebe haben sie mit uns gemein, und was den ersten betrifft, so wird nicht leicht eine Frau die Befriedigung desselben auf unerlaubten Wegen suchen, wenn sie sie von ihrem Manne erhalten kann. Aber hier scheint die Natur eine Ungerechtigkeit begangen zu haben, indem sie das Weib zu allen Zeiten, den Mann dagegen nur sparsam zum Beyschlaf aufgelegt und fähig gemacht hat. In Ansehung des zweyten Triebes erscheint der Mann deshalb weit edler, weil er zur Befriedigung desselben Arbeitsamkeit, Kunstfleiß, Erfindungsgabe, Kühnheit und Tapferkeit anwendet; das Weib dagegen durch Putz, Verschwendung, Schminke, Coquetterie und ähnliche Verächtlichkeiten ihr Ziel zu erreichen sucht. Aber was bleibt ihr anders übrig, wenn sie glänzen will? Wir können sie nicht tadeln, doch wird es uns erlaubt seyn, unsere Gattinnen aus den stillen,

arbeitsamen Familien zu wählen, in denen die Töchter nicht von Kindheit auf in glänzende Gesellschaften zur Schau geführt, sondern zur häuslichen Thätigkeit, zur Schamhaftigkeit und jungfräulichen Schüchternheit angeführt worden sind. Noch jetzt ist die beste Frau diejenige, von der man am wenigsten spricht, und der wirklich edeln Weiblichkeit ist nichts widerlicher, als öffentlich zur Schau ausgestellt zu werden.

Das Weib ist ein Engel, wenn sie liebt; ein langweiliges Geschöpf, wenn zwischen ihr und uns aller Geschlechtsreiz wegfällt, und ein Teufel, wenn sie gezwungen ist, mit einem Manne, der ihr zuwider ist, in Gemeinschaft zu leben.

8.

Freundschaft.

Freundschaft ist das Lieblingswort aller Jünglinge und Mädchen, die, im traulichen Familienschooße aufgewachsen, das eigennützige Thun und Treiben der großen Welt noch nicht kennen, und keine Ahnung davon haben, daß Feindseligkeit gegen seines Gleichen der Grundcharakter der menschlichen Natur sey. Nachdem schon von Kindheit auf die Macht der Gewohnheit ihnen diejenigen werth gemacht hat, mit denen sie gemeinschaftlich aufgewachsen sind, treibt besonders dann ein inneres Bedürfniß sie zur näheren Verbindung mit einem Freunde, wenn das erste Liebesgeschichtchen sich entsponnen hat, und das Herz so voller Unruhe, so voller Seligkeit ist, daß mans nicht allein tragen kann, sondern eines Vertrauten bedarf, in dessen verschwiegenen

und theilnehmenden Busen man alle seine Geheimnisse, sein Glück und seine Leiden ausschütten könne. Man erinnere sich seiner eigenen Jugend, und man wird finden, daß die Periode, in der man den wärmsten Enthusiasmus für die Freundschaft fühlte, auch die Periode der ersten Liebe war, und daß jener Enthusiasmus eben auf diesem geheimen, süßen Interesse beruhte. Fällt dies Interesse weg, so erkaltet die Freundschaft allmälig; man schätzt zwar in männlichen Jahren die alten Jugendgenossen noch, aber das innere Leben, das Poetische, ist aus diesen Verhältnissen verschwunden. Menschen, die nur ihrem Gelderwerb nachgehen, nur Verbindungen suchen, um höher zu steigen, glauben dann wohl gar den rechten Kern der Weisheit gefunden zu haben, wenn sie die ganze Freundschaft für eine Chimäre erklären, und den für einen Narren, der sich auf sie verläßt.

Ist aber das Bedürfniß nach Mittheilung vorzüglich dann in uns lebhaft, wenn irgend

ein wichtiges Interesse unser Gemüth beschäftigt, so wird es ja auch nach der Periode der Liebe wohl wieder erwachen, wenn ein anderes, wenn gleich minder starkes, Interesse an die Stelle der letztern tritt. Und so finden wir es ja auch wirklich. Auch bey dem Ringen nach Ehrenstellen, bey dem Speculiren nach einem Geldgewinn, ja selbst bey einer Diebsunternehmung sucht man gern einen treuen Freund, dem man seine Plane und seine Hoffnungen anvertrauen könnte; allein, wo findet sich dazu ein solcher, der nicht gern auch am Gewinn Theil nehmen möchte? Hier also ist es offenbar der böse Neid, der jenem Interesse das Gleichgewicht hält, und die reine, unbefangene Mittheilung nicht zuläßt. Eben daher steht auch die alte Wahrheit unumstößlich fest, daß Fürsten keine Freunde haben können; sie müßten denn aufhören wollen, Fürsten zu seyn. Sie würden gar zu viel von ihrer Autorität verlieren, wenn sie das Feierkleid auch nur vor einem einzigen ihrer Unterthanen ab=

legen sollten. Die Könige, die dies wirklich gethan haben, sind auch nichts weniger als Könige im eigentlichen Sinne gewesen. Friedrich hat es nie gethan.

Aber sollte denn kein Interesse mehr gefunden werden, das stark genug wäre, uns zur Mittheilung zu reizen, und edel genug, um den verhaßten Neid abzuhalten? Das Kunstinteresse vielleicht! Aber ach, wo ist der Neid größer, als eben unter den Künstlern? Das Interesse für die Wahrheit! Aber wer kennt nicht die Gelehrtenzänkereyen? Doch wie? Läßt sich denn nicht zwischen zweyen Männern ein gleiches Interesse für die Wahrheit oder Kunst, aber ein Verfolgen derselben auf zwey verschiedenen Wegen denken, wodurch der Neid nothwendig ausgeschlossen würde? Warum nicht? Und siehe da, hier ist es wirklich, wo wir auch im männlichen Alter noch wahre Freundschaft antreffen, unter Künstlern und Gelehrten nämlich, von denen jeder einen andern Zweig der Kunst oder Wissen-

schaft bearbeitet, und die also Stoff genug zu immer neuen und interessanten Unterhaltungen haben, (indem jeder an den Arbeiten des Andern im Allgemeinen Theil nimmt, und im Stande ist, sie zu beurtheilen,) von denen aber keiner fürchten darf, durch des Andern allzugroße Fortschritte in den Schatten gestellt zu werden. Auch zwischen Kunstgenossen völlig gleicher Art kann einige Freundschaft Statt finden, wenn der Grundcharakter des Einen feurige Kühnheit, des Andern bescheidene Furchtsamkeit ist. Alsdann thut es dem Sanfteren nicht wehe, sich freywillig vor dem Nebenbuhler zu schmiegen, und dem Starken schmeichelt des Schwächeren Ergebenheit. Er traut ihm, eben um seiner Schwäche willen, und gesteht ihm unverhohlen seine Vorzüge zu, weil er sicher seyn kann, daß derselbe sie gegen ihn nicht mißbrauchen werde. Freunde dieser Art waren z. B. Luther und Melanchthon; idealisch hat uns Schiller in seinem Carlos und Göthe im Egmont ein sol-

ches Verhältniß geschildert. Wenn nun gleich hier eigentlich das Interesse für die Kunst oder Wissenschaft die Freundschaft anknüpft, so beschränkt sich doch die letztere bald nicht mehr auf jenes Interesse allein, sondern sie mischt sich auch gern in der Freunde anderweitige Angelegenheiten, und der, der uns zuerst durch seinen Sinn für unser Studium an sich zog, wird uns bald auch als sicherer Theilnehmer und Rathgeber lieb, in dessen treuen Busen wir unsere übrigen Leiden, Hoffnungen und Freuden ausgießen können.

Außerdem giebt es noch eine Menge Freunde, die man gute Freunde zu nennen pflegt, wo das Gut soviel bedeutet, als beim Zucker das Fein, nämlich die wohlfeilste Sorte. Ihr gemeinschaftliches Interesse ist das der Ressource, des Kaffeehauses, der Kegelbahn, des L'hombrepots, des Theetisches oder des Weinkellers. In Ermangelung eines höheren ist es immer nicht zu verachten, und öfters

mag auch wohl eine gute Freundschaft zu einer wahren geführt haben.

Auch nach dieser Theorie bewährt sich der alte Spruch, daß unter den Bösen keine Freundschaft Statt finden könne. Insofern nämlich Böse keine andern Menschen sind, als solche, die nur egoistische Zwecke verfolgen, der Zweck zweyer Freunde aber nur außerhalb ihres persönlichen Vortheils liegen kann, weil sonst der Neid sie auf der Stelle trennen würde: insofern sind Freundschaft und Egoismus unverträgliche Gegentheile.

Wie Freundschaft zu stiften sey, das zu fragen hieße die Klugheitslehre ohne Noth bemühen. Das Bedürfniß ist es ja, welches Freunde zusammenführt, und das innere Gefühl sagt einem jeden, wessen Umgang für ihn am besten passe. Das Sprichwort: Gleich sucht sich, Gleich findet sich, macht dem Beobachtungsgeist seines Erfinders Ehre; denn noch täglich bewährt es sich, und von dem Umgang eines Menschen auf seinen Geist und Charak-

ter zu schließen, ist kein unrichtiges Verfahren. Wohl aber könnte es nützlich seyn, darauf zu denken, wie man sich einen würdigen Freund erhalten könne. Offenbar dadurch, daß man das Interesse, das ihn zuerst zu uns geführt hat, immer zu erhalten, ja wo möglich zu verstärken sucht. Trefflich sagt Göthe in dieser Hinsicht:

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt.
Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

Soll mein Freund mich immerfort besuchen, so muß er auch entweder immer etwas bey mir finden, oder mich geneigt wissen, etwas von ihm anzunehmen. Wie der Schmarotzer kalt vor dem Hause seines Gönners vorüber geht, wenn dieser Bankerutt gemacht hat, so bleibt auch der Freund der Wissenschaft von mir weg, sobald er sieht, daß nun nichts (wäre es auch nur eine heitere Stimmung) mehr bey mir zu holen ist.

Er kann seine Zeit offenbar besser anwenden, und ich habe die Schuld seines Wegbleibens lediglich mir selbst zuzuschreiben. Dieser Fall kann aber nicht eintreten, wenn ich in meinen Studien nicht plötzlich stehen bleibe, und indem wir beide denken, handeln und beobachten, wird uns ja immer etwas aufstoßen, worüber wir uns gegenseitig berathen, befragen oder bestreiten können. Unfehlbar werden die Freunde die wärmsten bleiben, die sich nicht allzuhäufig sehen, während ihres Beysammenseyns immer nur das Beste aus dem Schatze ihres Kopfes und Herzens für einander ausheben, und sich sogleich wieder trennen, wenn sie sich nichts erhebliches mehr zu sagen haben. Das bloße träge Dasitzen in des Freundes Gegenwart ist diesem nur lästig, (im Fall es nicht ein Kranker ist,) und trägt nicht eben dazu bey, uns seine Achtung zu erhalten. Schon den Ehemännern, die ihren Frauen immer werth bleiben wollen, wäre zu rathen, sich nie müssig in ihrer Ge-

genwart aufzuhalten, und sie auf der Stelle zu verlassen, sobald sie ihnen nichts mehr zu thun oder zu sagen haben. Nichts stimmt unsere Achtung so schnell herunter, als das Gewahrwerden der Indolenz und der Geistesschläfrigkeit. Solche Anfälle, die doch der lebhafteste Kopf nicht selten hat, sollte man seinen Freunden eben so behutsam verbergen, wie gewisse körperliche Schwachheiten, durch deren Entdeckung man an ihrer Achtung zu verlieren fürchtet.

Freundschaftliche Verhältnisse werden ferner um so dauerhafter seyn, je delicater sie von beiden Seiten behandelt werden. Der, welcher seinem Freunde zumuthen kann, sein Zahlmeister, sein Bote, sein Secundant in mißlichen Fällen zu seyn, ist nicht werth, einen gefunden zu haben. Wahre Freunde halten das Band der Freundschaft für zu geistig und edel, um es durch Forderungen aus dem Gebiete häuslicher Nothdurft zu entweihen, und gehen eher zum Juden, wenn sie

Geld brauchen, als daß sie ihren Freund eben um seiner Freundschaft willen in Contribution setzen sollten. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß das reine, uneigennützige, freye Freundschaftsgefühl von dem Augenblick an gehemmt ist, wie der eine Freund der Schuldner des andern wird.

Zweytes Hauptstück.

Die Sittenlehre.

I.

Die vollkommenen Pflichten.

I.

Princip der vollkommenen Pflichten.

Nachdem wir in der Einleitung zu diesem Werke das Princip der Sittlichkeit festgesetzt haben, wollen wir sehen, wie sich die einzelnen Pflichten aus demselben herleiten

lassen. Vor allen Dingen wollen wir uns nach einer Hauptabtheilung derselben umsehen.

Man verlangt von jedem, der in einem Concert mitspielen will, daß er an seinem Theile aus allen Kräften zur Vollkommenheit der allgemeinen Harmonie beytrage, oder, wenn man sehr nachsichtig seyn will, so verpflichtet man ihn wenigstens, die Harmonie der Uebrigen nicht zu stören. Beide Forderungen macht auch die Moral an uns, und daraus entstehen nun zwey Hauptclassen von Pflichten, negative und positive, oder, wie man sie gewöhnlich nennt, vollkommene und unvollkommene. Beide wollen wir jetzt nach einander näher betrachten.

„Ich soll die allgemeine Harmonie nicht stören. Gut; aber was wird auf meine eine schwache Stimme ankommen? Sehe ich nicht Tausende um mich her, die sich um

diese Harmonie gar nicht kümmern? Und doch besteht sie — so gut sie kann."

Allerdings besteht sie; aber durch wen? Nicht durch die, welche so denken, wie du jetzt sprichst, sondern die das Gegentheil ausüben, sey es mit Freyheit, oder weil sie dazu gezwungen werden. Sie würde aber gar nicht bestehen können, wenn alle nach deiner Maxime handelten, und daß noch in der Welt so viel moralisches Elend existirt, ist bloß denen zuzuschreiben, die deine Maxime haben. Willst du also zu denen gehören, deren Wegschaffung man um der allgemeinen Harmonie willen wünschen müßte, oder willst du nicht lieber die Partey derer vermehren, durch deren pflichtmäßiges Handeln jene Harmonie erhalten wird? Da du nun siehst, worauf es ankommt, solltest du nicht deinen Ruhm darin suchen wollen, das aus freyem Entschlusse zu thun, zu dem der Schlechte am Ende doch mit Gewalt und oft selbst durch seinen Eigennutz hingezogen wird?

„Aber wie erfahre ich denn, wodurch ich jene allgemeine Harmonie störe oder nicht?"

Durch einen sehr einfachen Versuch. So oft du im Begriff bist, eine Handlung zu begehen, die auf deinen Nächsten einen Bezug hat, so frage dich nur zuerst: würdest du damit zufrieden seyn, wenn dein Nächster diese Handlung gegen dich beginge? Mußt du dir diese Frage verneinen, so weißt du deine Pflicht. Hieraus nun ergiebt sich folgendes Princip für alle vollkommene Pflichten: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht." Oder mit Kants Worten ausgedrückt: „Erlaube dir nichts, von dem du nicht wollen kannst, daß die Maxime dieses Handelns eine allgemeine Maxime für alle Menschen werde."

2.

Achtung für fremdes Lebensgefühl.

Das allerwenigste, was ein Mensch von dem andern verlangen kann, ist wohl, daß man ihn leben lasse, mithin ist das allergröbste Verbrechen gegen die Gesellschaft dasjenige, wodurch wir die Lebenssicherheit aufheben; und mit Recht setzten die Alten daher den Tod auf die Ermordung eines Menschen. Aber auch jede körperliche Verletzung, wodurch man einem Andern Schmerz verursacht, oder ihn gar des Gebrauchs seiner Gliedmaßen auf eine Zeitlang, wo nicht gar auf immer beraubt, ist ein höchst strafbares Verbrechen. Die Schuld ist nicht viel geringer, wenn man, auch ohne die offenbare Absicht, jemanden zu beschädigen, doch etwas thut, das zufällig einem Menschen gefährlich werden könnte. Leichtsinnige, sorglose Leute haben

die Gewohnheit, Wagen und andere Geräthe über Nacht auf der Straße stehen, tiefe Gräben vor den Häusern, oder Fallthüren auf dem Hausflur im Finstern offen und unbeleuchtet zu lassen, u. drgl. und sind dabey von der Dummheit, Andern zuzumuthen, daß sie, weil sie es wissen, es auch wissen sollen, daß man da nicht gehen dürfe. In einer Straße von *** machte im vorigen strengen Winter 1803 ein Brauer alle Nächte durch das Ausschöpfen seines Wassers den Fahrweg so glatt, daß Menschen und Pferde verunglückten, und die Sackführer gar nicht mehr darüber weg kommen konnten. Ein gegenüber wohnender Bürger konnte zuletzt die Qual der armen Thiere nicht länger mit ansehen, und ließ jeden Morgen die frische Eisrinde mit Asche überschütten. Doch das rührte den Brauer sehr wenig.

Wahrhaft herzerfreuend ist dagegen ein in Chursachsen bestehendes Gesetz, daß jeder Scheideweg im Lande mit einem Wegweiser besetzt werden solle. Wer es weiß, mit wel-

chem Entzücken der verirrte Wanderer auf einen solchen Pfahl zueilt, der seiner langen Angst ein Ende macht, und ihn, wo er sey, belehrt, der muß den menschenfreundlichen Regenten segnen, der auch für die Beruhigung des armen Pilgers auf einsamen Felde oder im dichten Walde sorgte, und in seinem Pallaste an den irrenden Fremdling auf der Landstraße dachte.

Aehnlich dem Verbrechen der körperlichen Verletzung Anderer ist die die boshafte Beschränkung fremder Freyheit, und die lieblose Verhinderung fremder Kräfte, in deren freyem Gebrauch der Behinderte sich glücklich gefühlt haben würde. Schon jede absichtliche Störung einer frohen Empfindung Anderer ist unerlaubt und niedrig. Der Leichtsinn oder die Bosheit, mit welcher viele Menschen Andern eine Freude verbittern können, schmerzt oft nicht weniger als eine körperliche Verwundung, und ist — wie auffallend es auch klingen mag — nur dem Grade nach vom Todtschlage verschieden.

Der Gute hat so viel Achtung für die Freuden Anderer, als für ihr Leben, und auch wenn er in diese Art von Freude gerade nicht mit einstimmen kann, so zwingt er sich lieber zu willig scheinender Theilnahme, als daß er sich kalt zurückziehen, und dadurch die Andern gleichfalls verstimmen sollte.

Niemanden sind wir wohl mehr Sorgfalt in diesem Puncte schuldig, als denen, die sich entweder aus Liebe oder aus Pflicht bemühen, uns gefällig zu seyn, und solchen, die schon dadurch, daß sie von uns abhangeu, im Gefühl ihrer Freyheit peinlich beschränkt sind. Es verräth wenig feines Gefühl, wenn ein Großer, dem seine Unterthanen bey einer feierlichen Gelegenheit durch irgend eine — wenn auch armselige — Veranstaltung ihre Liebe an den Tag legen wollen, über dergleichen gutgemeinte Bemühungen vornehm lächelt, oder verächtlich hinwegsieht, oder sie gar kalt zurückstößt. Bey dem kleinsten Geschenke, das dir aus liebevollem Herzen ge-

macht wird, bey dem bloßen Bestreben, dir eine Freude zu machen, zeige auch wirklich, daß man diesen Zweck erreicht habe; weise die Gabe nicht zurück, achte sie hoch um des guten Willens halben, und wenn sie dir wirklich nichts nützen könnte, so ehre sie doch im Angesichte des Gebers, damit nur dieser nicht, anstatt fröhlich, traurig von dir weggehe. Bey allem Ernst in deinem Betragen gegen Kinder und Gesinde laß doch keines deine Laune empfinden; suche nicht Anlaß zum Schelten und Mäkeln, noch weniger tadle sie dann, wenn sie Lob verdient zu haben glauben. Bist du kränklich, so suche denen, die dich mit Liebe pflegen, auch mit Liebe ihre beschwerlichen Dienste zu erleichtern; befiehl nicht unaufhörlich; behellige sie nicht mit dem, was du selber noch verrichten könntest; fahre sie nicht an, ja beunruhige sie nicht einmal durch finstere Mienen. Denke, daß sie schon Gram und Sorge genug um dich haben, und daß sie ja gern hören würden, wenn du ihnen das, was

du mit Härte sagst, nur mit Sanftmuth sagen wolltest. Denke dich doch an ihre Stelle, wie würdest du solch Betragen empfinden?

Es giebt noch eine Art, Andere zu drücken, auf die man gemeinhin zu wenig achtet, und wodurch man doch oft selbst solchen, denen man wohl will, sehr wehe thut. Bey der so äußerst ungleichen Vertheilung der äußern und innern Güter und bey dem jedem Menschen gleich tief eingepflanzten Selbsterhaltungstriebe, der uns nicht bloß bey der Erhaltung im eigentlichen Sinne still stehen heißt, sondern uns von Stufe zu Stufe immer weiter treibt, und uns immer höhere Grade von Sicherheit zeigt, die noch zu erringen übrig sind: da ist es wohl ganz natürlich, daß uns der Anblick eines jeden, der eine höhere Stufe als wir erstiegen hat, uns nicht bloß unruhig macht, sondern uns sogar eine feindselige Aufwallung erregt. Dies letzte ist jedoch nur dann der Fall, wenn wir die nämlichen Ansprüche als jener zu haben glaubten, und

sein Glück nur einem ungerechten Zufall zu-rechnen. Bekanntlich heißt diese feindselige Empfindung Neid. Man hat ihn unter die Laster gezählt, und viel dagegen gepredigt; aber wie in aller Welt ist es möglich, ein Gefühl nicht zu haben, das mit dem allerstärksten unserer Triebe, dem Triebe der Selbsterhaltung, in so nothwendigem und nahem Zusammenhange steht? Ist denn nicht jeder, der eigentlich unsers Gleichen war, aber nun plötzlich weit höher gerückt ist, als wir, ein gerechter Gegenstand des Unmuths für uns geworden? Sollen wir denn nicht mit jedem, der gleicher Natur mit uns ist, gleiche Rechte fordern können? Diese vernünftige Idee liegt jedem neidischen Gefühl zum Grunde, und macht eben dies Gefühl noch unzerstörbarer. Man kann daher mit der größten Sicherheit behaupten, daß kein Mensch in der Welt ist, noch je gewesen ist, der frey vom Neide war, und daß diejenigen, die ihn am wenigsten zu haben scheinen, nur die feinste Kunst an-

wenden, ihn zu bemänteln. In seiner größten Stärke zeigt sich dies feindselige Gefühl bey dem weiblichen Geschlechte, weil alle Glieder desselben, von der Königinn bis zur Bauerdirne nur einerley Art der Bestimmung, die Ehe, haben. Weil nun die Bedingung dieser Bestimmung das Gefallen ist, so erregt jeder Vorzug der Einzelnen den Haß des ganzen Geschlechts, und jede Bemühung, mehr als Andere zu gefallen, bald den Aerger, bald den Spott der übrigen. Wo nur zwey Weiber zusammen sitzen, da geht es auch bestimmt über zehn andere her, und kein Bändchen und keine Nadel bleibt von den Augen des Neides unbemerkt, wodurch diese oder jene sich zu verschönern gedachte. Doch nicht das schwächere Geschlecht allein läßt sich vom Neide zu Ungerechtigkeiten reizen; selbst der größte Mann unterliegt diesem feindseligen Gefühle, und es äußert sich in ihm um desto heftiger, je größer er ist. Wie viel Unruhe machte es nicht dem armen Cicero, wie folterte es den

großen Pompejus, und späterhin den Nebenbuhler Karls V.? Leonhard von Vinci, dieser große Künstler, verließ noch in seinem siebzigsten Jahre sein Vaterland, weil er die wachsende Größe Michel Agnolo's nicht ertragen konnte. Der sonst so wackere Moriz von Oranien war nicht eher ruhig, als bis er den trefflichen Oldenbarneveld auf das Schafott gebracht hatte, und der große Luther zeigte sich sehr klein, als er Zwingli's größere Vernunft gewahr ward. Was macht uns Voltairens Charakter so verächtlich, als der so schlecht unterdrückte Neid, der ihn bis an sein Ende quälte; und was ist der Grund aller Fehden, die jetzt eben unsere schöngeisterische Welt entzweyen, als Neid und schmerzlich stachelnde Eifersucht?

Ist nun dies Gefühl so leicht zu entzünden, und raubt es uns wirklich so manche frohe Stunde, wie sollten wir nicht darauf denken, es Andern so sehr als möglich zu ersparen? Gefällt es uns nicht, wenn ein uns

überlegener Nachbar uns seine Vorzüge so wenig als möglich fühlbar macht, wenn er es selbst zu gestehen scheint, daß das, was ihn über uns erhebt, nur eine zufällige Gunst des blinden Glückes gewesen sey, und daß er uns gern denselben Vorzug mittheilen würde, wenn ers vermöchte? Entzückt es nicht selbst Weiber, wenn ein Mädchen von hoher Schönheit so anspruchslos einhergeht, als wäre sie sich dieses Vorzugs gar nicht bewußt; wenn sie auch den minder Schönen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und den Auszeichnungen, die sie erfährt, so bescheiden ausweicht, als ob sie ihr gar nicht gebührten? Ist uns dagegen nicht peinlich und verhaßt der Vornehme, der uns seine Geburt, der Kaufmann, der uns sein Geld, der Gelehrte, der uns seine Belesenheit immer und ewig aufrückt; der Starke, der uns unsere Schwäche, der Geistvolle, der uns unsere Blödigkeit schamvoll empfinden läßt? Wohlan dann, so wollen auch wir auf unserer Hut seyn, daß wir solchen,

die wir in irgend einem Stücke übertreffen, durch unsere Ueberlegenheit nie wehe thun. Niemals müsse unsere Geburt, unser Reichthum, unser vorragender Verstand, unsere Schönheit, oder sonst ein Vorzug uns zu einem übermüthigen Betragen, am allerwenigsten aber zu offenbarem Spott gegen Schlechtere verleiten; vielmehr wollen wir solchen, die durch unsere Vorzüge von uns zurückgescheucht werden, Muth machen, indem wir alles verleugnen, was sie drücken könnte. Wie rührend ist es, wenn auch der gemeinste Mann von seinem Fürsten freudig sagt: Man siehts ihm gar nicht an, daß er so ein großer Mann ist. Er spricht, wie unser einer.

Am schwersten ist der Stolze zu ertragen, der sich mit seinem edlen Herzen brüsten will, uns seine erhabenen Gesinnungen selbstgefällig anpreiset, und mit seinen Wohlthaten ein Geräusch macht. Nichts Erfreuenders kann dagegen erdacht werden, als ein guter Mann, der nie seine Maximen namentlich auskramt,

aber sie durch jede seiner Handlungen deutlich ausspricht; der seine rechte Hand nicht wissen läßt, was die linke thut, und fast verwirrt erscheint, wenn man seinen geheimen Wohlthaten wider seinen Willen auf die Spur kommt.

Da die Bescheidenheit auch ein so vorzügliches Mittel ist, sich Andern beliebt zu machen, und folglich auch die Klugheitslehre auf ihrer Seite hat, so giebt es wenig Pflichten, die man mit so großem Rechte vollkommene nennen könnte, als sie. Aber, könnte jemand sagen, indem du mir Bescheidenheit zur Pflicht machst, verlangst du da nicht von mir etwas Unredliches? Denn ist wohl Bescheidenheit etwas anders, als Verstellung, da doch kein Mensch umhin kann, sich der Vorzüge, die er vor Andern hat, unaufhörlich bewußt zu seyn? Zu sagen, daß auch der talentvollste Mensch Ursach habe, sich des Vielen zu schämen, was er nicht weiß, ist unstatthaft, da der Begriff des Viel und Wenig relativ ist, und das

Wenig, was z. B. ein Hugo Grotius oder Leibnitz wußte, ein ganz anders Wenig ist, als das, was ein fauler Schüler gelernt hat. Soll sich nun der wirklich Einsichtsvolle geflissentlich belügen, daß er auch diese relativ geringe Kenntniß nicht habe?

Die Antwort ist: Er soll sich seines Bewußtseyns in der Stille freuen, so wie der glücklich Liebende sein Glück verstohlen genießt; und seine Freude verbergen, um in keiner Seele Neid darüber zu erregen. Allerdings erfordert die erste Gewöhnung zur Bescheidenheit den Zwang der Verstellung; allein durch viele Uebung wird uns auch diese nützliche Heucheley zur andern Natur. Ein gutes Herz hilft die Sache erleichtern, und ist man erst in der Gewohnheit, so kann man fast nicht mehr begreifen, wie Andere so arrogant seyn können.

Einen Zwang ähnlicher Art, als die Bescheidenheit, erfordert die Unterdrückung der Schadenfreude, oder allgemeiner ausgedrückt,

der Freude an fremder Unvollkommenheit. Leute von Erziehung befleißigen sich dieser Unterdrückung, um einer Regel des Wohlstandes nachzukommen; aber es ist auch eine rein moralische Pflicht. Kann man eine herzzerschneidendere Empfindung haben, als wenn man in dem Augenblick, wo man ein Unglück gehabt hat, einen schadenfrohen Zuschauer laut auflachen hört, oder wenn man sich wegen einer Unvollkommenheit, der man sich schon allzuschmerzlich selbst bewußt ist, von einer gaffenden Menge bespötteln sieht? Wie sollten wir also nicht Andern diesen schmerzlichen Zusatz zu einem Schmerze gern ersparen, und ihnen entweder Mitleid heucheln, oder uns stellen, als hielten wir ihre Fehler für keine, oder bemerkten sie gar nicht. Ich sage heucheln, woran sich mancher stoßen wird. Allein mehr kann von der menschlichen Natur billiger Weise nicht gefordert werden; denn die Schadenfreude ist, wie der Neid, ein aus dem Selbsterhaltungstriebe gar zu natürlich

hervorgehendes Gefühl, als daß es reel besiegt werden könnte, und jener Franzose, der die Bemerkung gemacht hat, daß in den Unfällen unserer besten Freunde immer etwas liege, das uns nicht mißfalle, hat gewiß die Erfahrung selbst der edelsten Menschen auf seiner Seite.

3.

Achtung für fremde Ehre.

Von dem Augenblick an, da ein Haufe zerstreut lebender Menschen sich in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigt, erzeugt der Selbsterhaltungstrieb das Ehrgefühl. Jeder will nämlich das allgemeine Vertrauen für sich erwecken, daß er ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sey; denn je mehr man ihn dafür hält, desto sicherer ist seine bürgerliche Existenz gegründet. Ihn in der Achtung Anderer herabsetzen, heißt also das Funda-

ment seiner Existenz untergraben, und wie wehe das thue, weiß jeder am besten an sich selbst. So lebhaft du also wünschest, solcher Schmerzen entübrigt zu seyn, so gewissenhaft übe die Pflicht: niemanden durch üble Nachrede an seiner Ehre zu schaden, wenn nicht eine höhere Pflicht es gebietet.

Was uns, trotz der einleuchtenden Nothwendigkeit dieser Vorschrift, so oft antreibt, sie zu übertreten, ist derselbe feindselige Trieb, der uns reizt, uns über unsers Gleichen zu erheben. Da wir nämlich das letztere aus eigener Kraft nicht immer können, so sind wir schlau genug, die Andern zu uns hernieder zu ziehen, und das können wir gar nicht besser, als wenn wir ihr Ansehen bey Andern verringern. Und wunderbar ists anzusehen, wie sich da der böse Trieb geberdet, um der Bestrafung unserer eigenen Vernunft zu entgehen. Wir fangen ganz unschuldig damit an, daß wir Andere loben, um uns selbst überreden zu können, daß wir keines-

weges ungerecht zu Werke gehen wollen. Dann kommen wir, ganz wie in der Ordnung, auch auf ihre Fehler, und sind ganz besonders geschäftig, diejenigen zu entblößen, von denen wir glauben, daß sie von Andern noch nicht so bemerkt worden sind. Da kommt unvermerkt ein Geschichtchen nach dem andern zum Vorschein, dessen Vergessenheit der Held derselben vielleicht jetzt um vieles erkaufen würde, und wird denen zu Ohren gebracht, die vielleicht ohne dies Geschichtchen jenem viel Gutes erwiesen haben würden. Das wissen wir, aber wir bereden uns, es geschehe dem gemeinen Besten zum Heile, was doch nur eine süße Befriedigung unsers feindseligen Triebes ist. Fragten wir uns nur jedesmal, ob wir auch um des gemeinen Besten willen denjenigen loben würden, der ein kleines Versehen von uns an tausend Orten dem Gespötte oder einer schonungslosen Kritik Preis gäbe, so würden wir die Wahrheit wohl erfahren.

Vernünftige, d. h. auf einen würdigen Zweck ausgehende Betrachtungen über die Fehler Anderer anzustellen, kann natürlich nicht für Ehrverletzung gelten; allein man sieht leicht ein, daß so etwas nur unter Freunden, im edlern Sinne des Worts, geschehen könne. Hätte sich jemand in den Ruf eines festen Deterministen gesetzt, in dessen Augen nichts Tugend und nichts Fehler ist, so würde ihm überhaupt keine Beleidigung seines Nächsten, auch bey der strengsten Charakterisirung desselben zur Last gelegt werden können. Aber auch an ihn läßt die Moral die Warnung ergehen, in seinen Raisonnements behutsam zu Werke zu gehen, etwas von seiner Kritik — der Liebe aufzuopfern, und vor allen Dingen auf sich zu merken, ob nicht der διαβολος, der sich in alles mischt, ihm unvermerkt auch philosophiren helfe.

Daß endlich die gröbste und unverzeihlichste Verletzung fremder Ehre in offenbarer Verläumdung bestehe, da man sich nicht entblödet,

erdichtete Beschuldigungen gegen Andere zu verbreiten, darf ich wohl nicht erst sagen.

4.

Achtung für fremdes Eigenthum.

Stehlen hält jedermann für schändlich, allein die Bequemlichkeitsliebe der Menschen, vermöge welcher sie gern viel Früchte für wenig Arbeit genießen möchten, ist viel zu groß, als daß nicht der größte Theil der Gesellschaft aus Dieben bestehen sollte. Es versteht sich, daß der böse Trieb auch hier wieder tausenderley Masken in Bereitschaft hat, die Vernunft zu berücken, und tausend glatte Worte, um sie wenigstens zum Schweigen zu bringen. Man borgt etwas, und bezahlt es nicht wieder; das heißt nicht gestohlen, und thut doch die nämlichen Dienste. Man sollte wohl eigentlich ein fremdes Eigenthum ausliefern;

allein es wird nicht darnach gefragt, wohl endlich gar vergessen, und so behält mans denn ganz heimlich, wo nicht mit gutem, doch mit ruhigem Gewissen. Man hat einen Gutmüthigen, Unerfahrnen vor sich, und richtet sich darnach mit dem zu fordernden Preise; denn, denkt man, es kann ihn ja nicht schmerzen, weil er es doch nicht weiß, daß er wohlfeiler hätte wegkommen können. Man findet etwas, dessen Eigenthümer wohl leicht auszuforschen wäre; aber, denkt man: er mag die Strafe für seine Unachtsamkeit leiden. Man verhehlt einen fremden Betrug, weil man Nutzen davon zieht, und sagt nachher: Bin ich doch nicht der Thäter; oder: warum ließ jener Einfältige sich betrügen? Man nimmt einem Reichen, und denkt: er kanns entbehren, er ist ohnehin so geizig; wäre er ein Mann, wie er seyn sollte, so müßte er mich eigentlich mit dem beschenken, was ich ihm jetzt heimlich nehme. Man nimmt einem Betrüger, und glaubt gar, ein Werk

der Gerechtigkeit zu thun. Oder man nimmt von solchem Eigenthume, das einer großen Gesellschaft, oder wohl gar dem gesammten Staate gehört, und tröstet sich damit, daß doch eigentlich kein Einzelner darunter leide. Allen diesen sinnreichen Leuten ließe sich sagen, was jener Philosoph einem Diebe antwortete, der sich damit entschuldigen wollte, er habe nicht gewußt, daß das Gestohlene ihm gehöre: „Aber du wußtest doch, daß es nicht dir gehörte."

Aber fragt euch nur selbst, ihr Leichtsinnigen, ob ihr den Gedanken ruhig ertragen könnet, von den Eurigen immerfort auch nur an solchen Dingen bestohlen zu werden, die ihr nicht gleich vermisset. Mancher würde hierauf trotzig erwiedern: o, unser einer wird allerdings oft genug betrogen, und darum muß man sich an Andern wieder zu entschädigen suchen. Gut; aber an wem entschädigst du dich nun? An denen, die dir trauen, die dich für edler halten, als daß du so ein

Schelm seyn könntest. Diese Unschuldigen lässest du für die Gewissenlosigkeit Anderer büßen. Ein schönes Verfahren! Eine ganze Welt voll solcher Menschen würde nichts anders als ein großes Diebeslager seyn.

Frage dich abermals: wie würdest du den Mann verlangen, dem du deine weitläuftigsten Besitzungen anvertrauen wolltest? Nicht wahr, so treu, daß er auch das kleinste anzurühren scheute, was ihm nicht gehörte? Und wenn du nun einen solchen gefunden zu haben glaubtest, nur mit der einzigen Ausnahme, daß er es mit den Sachen, die dem Fürsten gehörten, oder aus einer öffentlichen Kasse bezahlt wurden, nicht so genau genommen habe; würde dir das ganz recht seyn? Oder würdest du nicht vielmehr denken: Wer die Nothwendigkeit der Treue nicht so fest in seinem Herzen fühlt, daß er sich irgend eine Ausnahme mit leichterm Sinne erlauben kann, der läßt in vorkommenden Fällen der Ausnahmen wohl mehrere gelten? Nicht wahr, du

bist dieser Meinung? Nun so gehe hin, und handle selber der jetzt erlangten Einsicht getreu.

Eine heillose Sitte leichtsinniger Menschen, besonders von der vornehmern Klasse, kann ich hier nicht unerwähnt lassen, die wahrer Diebstahl ist, ohne doch jemals dafür erkannt worden zu seyn, die Gewohnheit nämlich, geringere Leute, besonders Handwerker, die etwas bey ihnen zu thun oder von ihnen zu fordern haben, zehnmal unabgefertigt wieder wegzuschicken, oder so lange warten zu lassen, daß sie unterdessen ein anderes, höchst dringendes oder auch einträgliches Geschäft mit aller Bequemlichkeit hätten verrichten können. Diese schändliche Gewohnheit, die viele eben recht zum hohen Tone rechnen, um sich damit ein Ansehen zu geben, ist wirklich mit eine der drückendsten Lasten, die auf der arbeitenden Klasse der Menschen ruhen, und wer ihr diese abnimmt, thut ein rechtes Engelswerk. Wer da weiß, wie sorgfältig ein armer, aber flei-

ßiger Handwerksmann oder sonstiger Arbeiter seine Viertelstunden zu Rathe halten muß, der wird einem solchen keine ohne Noth verderben. Man raubt ihm ja geradezu sein baares Geld, wenn man ihm eine gute Stunde raubt. Sieht man besonders, wie wenig solche Vornehmthuer durch solche Besuche eigentlich gestört werden, und wie gleichgültig es ihnen gemeinhin seyn könnte, ob sie den Armen jetzt oder nach einer Stunde oder über acht Tagen abfertigen, so kann man sich des gerechten Unwillens schwer enthalten. Merkwürdig ist es, daß sich kein Stand diese Ungerechtigkeit häufiger erlaubt, als der, welcher um der Gerechtigkeit willen da ist, der Stand der Juristen.

Als eine verstecktere Art des Diebstahls kann ferner diejenige Bosheit betrachtet werden, da man einzig aus feindseliger Neigung jemanden verhindert, einen rechtmäßigen Erwerb zu machen, geschehe dies nun durch Verhetzung oder irgend ein anderes Mittel. Be-

sonders macht sich die Rachsucht eine Freude daraus, fremde Plane zu vereiteln; aber es ist ganz klar, daß es völlig einerley ist, ob man jemandem ein Gut stiehlt, das er schon hat, oder ihm die Mittel entreißt, ein anderes, das ihm nahe war, zu erreichen.

Um nie in die traurige Nothwendigkeit zu gerathen, von fremdem Eigenthume leben zu müssen, hat jeder junge Mensch früh darauf zu sehen, daß er sich ein Talent erwerbe, welches ihn berechtige, seine Erhaltung von der Gesellschaft mit Sicherheit zu erwarten. Dies führt nun auch für jeden gewissenhaften Vater die Pflicht herbey, seinen Sohn mit beständiger Rücksicht auf ein künftiges Gewerbe zu erziehen, und ihn, wenn er nicht aus eigener Neigung zu bewegen ist, sich irgendwo zu fixiren, mit aller Kraft der väterlichen Autorität dazu anzuhalten. Ob der Vater die Lebensart des Sohnes bestimmen dürfe, wird an einem andern Orte untersucht werden.

5.

Achtung für die Gemüthsruhe Anderer.

Da nach dem, was ich in der Klugheitslehre von der Gemüthsruhe gesagt habe, dies Gut zu den schätzbarsten gehört, welche der Mensch haben kann: so darf die Moral wohl mit Recht die Forderung an uns thun, dies Gut in jedem, bey dem wir es finden, zu ehren, und weder aus Leichtsinn noch mit Absicht etwas zu thun, wodurch ihm dasselbe verletzt werden könnte. Mit Recht verbirgt man also einem Kranken die Gefahr, in der er schwebt, und die kleine Heucheley, daß er recht wohl aussehe, daß er sich sichtlich bessere, und dgl. wird uns nicht als Lüge angerechnet, weil jeder wünschen muß, in einer ähnlichen Lage eben so liebreich: lügnerische Freunde zu haben, die das süße Gefühl der Hoffnung noch so lange in ihm nähren, als Bewußtseyn

und Leben in ihm sey. Der junge Mann, der in der großen Welt und in den Werken der aufgeklärtesten Weisen eine andere Philosophie gefunden hat, als die ihm sein gutmüthig beschränkter Vater unter dem stillen Dache des ländlichen Pfarrhauses eingeflößt hatte, wird, wenn er nun zu dem guten Greise zurückkehrt, ihm zu Liebe seine neuere Ueberzeugung schonend verbirgt, und die frühere erheuchelt, um dieser Schonung willen kein Falscher zu schelten seyn; denn wer möchte ihn lieber wahr wünschen und des ehrlichen Vaters Bekümmerniß sehen, daß sein einziger Sohn, die Freude seines Alters, in so gottlose Hände gerathen und zeitlich und ewig verloren sey? Fontenelle meint sogar, man müsse einem Ehemanne die Untreue seines Weibes verschweigen; allein hier spricht der Franzose aus ihm, der von der Heiligkeit der Ehen keinen Begriff hat; ja er gründet diesen Rath nicht einmal auf die Gemüthsruhe, die dadurch verletzt würde, sondern auf die Zweck-

losigkeit jener Entdeckung, und erbaut darauf den trefflichen Satz, der des Eigennutzpredigers vollkommen würdig ist: eine Lüge sey erlaubt, wenn die Wahrheit keinen Nutzen bringen würde.

Gewisse Ideen, Grundsätze und Hoffnungen, die uns von Kindheit auf durchs Leben begleitet, uns manchen Trost gegeben haben, und gleichsam mit uns grau geworden sind, haben zuletzt einen Werth und eine Heiligkeit für uns, der nichts in der Welt gleich kommt, und derjenige, welcher sie, aufgebläht von neuer Weisheit, zu erschüttern versucht, wird desto heftiger von uns verabscheut, je stärker seine Waffen, und je bekannter seine Geschicklichkeit ist. Diesen Abscheu eines ehrwürdigen Greises nicht zu reizen, halte doch lieber deine Meinungen bescheiden zurück, und ehre das Alter. Aber auch die Einfalt störe nicht in dem, was ihr wohlgefällt, wenn du doch die Macht nicht hast, die beunruhigten Gemüther durch die völligste Ueberzeugung von

der Richtigkeit deiner Meinung wieder zu befriedigen. Fliehe die Eitelkeit, die auf Kosten fremder Gemüthsruhe weise scheinen will, und mußt du von Amts wegen einen beschränkten Kopf belehren, so knüpfe deinen Unterricht an die ihm geläufigen Meinungen an. Es macht dir keine Schande, zu ihm herunter zu steigen, und dein Gewissen darf dich nicht beunruhigen; denn wenn ein wahrhaft weiser Mann dir zuhörte, so würde er dich loben müssen, daß du so klüglich verfahrest, und zu dem guten Zweck die leichtesten Mittel wählest. *)

*) „Aber der Zweck heiliget ja nicht die Mittel. Conferatur Crispinus!“ Mit keinem Satze ist vielleicht mehr Unfug getrieben worden als mit diesem. Crispin that dem Einen Böses, um dem Andern Gutes thun zu können, und das war Unvernunft. Aber wie, wenn er einem recht geizigen Lederhändler, der selber mit zerrissenen Schuhen gegangen wäre, und sich nicht getraut hätte, sein eigenes Leder anzugreifen, aus wahrer Liebe zu ihm von diesem seinem Leder etwas entwendet, und ihm davon heim-

Man wird jedoch leicht einsehen, daß Accommodationen dieser Art nur in einzelnen Fällen Statt finden können, und da verwerflich sind, wo durch sie der Fortschritt der Aufklärung im Ganzen würde aufgehalten werden. Der Schriftsteller also, der für die Weisesten seiner Nation schreibt, und in die Erziehung des Menschengeschlechts eingreift, darf, wenn er wirklich neue und wichtige Wahrheiten zu entdecken hat, die Angst der Schwachen und das Geschrey der Orthodoxen nicht berücksichtigen. Wirklich beleidigt er auch diese nicht so sehr; denn er wendet sich ja nicht ausdrücklich an sie, er läßt ihnen auch den

lich ein Paar Schuhe gemacht hätte; so daß der Geizige wider seinen Willen im Winter gewärmt und gekleidet, und von allen Krankheiten, die aus nassen Füßen entstehen konnten, frey geblieben wäre? Hätte dieser Zweck das Mittel nicht geheiligt? Ich dächte, in diesem Falle, und nicht in dem gewöhnlich gesetzten, wären alle Prediger, die sich nach dem Volksglauben (der mit jenem Geize des Lederhändlers sehr nahe verwandt ist) bequemen müssen.

Trost, daß die Wahrheit endlich doch die Oberhand behalten werde; und hat er in der That zu frey, d. h. zu unerweislich geschrieben, so erreichen sie wirklich ihren Wunsch, und der junge Weltentdecker wird verlacht und vergessen. Was er dagegen richtig geahnet hat, wird die jüngere Welt auffassen und zur Reife bringen, und kein Schreien der Alten wird den Strom der Aufklärung hemmen können, der nach der Weise aller Ströme im Fortgehn wächst, immer breitere Betten verlangt, und sich nie anders einzwängen läßt, als um dafür desto gewaltiger hinabzustürzen.

6.

Achtung für die Wahrheit.

Jedermann möchte gern vertrauen, und zu einem Arkadien, wie die des wirklichen Lebens überdrüssige Seele des Dichters es sich

denkt, gehören vor allen Dingen Bewohner von so ungeheuchelter Einfalt der Gesinnungen und von so zuverlässiger Treue, daß man nie der Vorsicht oder des Mißtrauens bedürfte, sondern auf jedes andern Wort so fest wie auf das eigene bauen könnte. Aber es ist in der That sehr niederschlagend, wenn man sieht, wie wenig Achtung auch die besten Menschen für die Wahrheit haben, wie leicht sie die Uebertretung dieser Pflicht bey sich zu entschuldigen wissen, und wie wenig man sich, in Vergleich mit andern Lastern, dieser Untugend zu schämen pflegt. Wahr ist es, die einzelnen Vergehungen gegen die Pflicht der Wahrheit sind nicht selten in ihren Folgen unbedeutend; allein welch ein löcherichtes Gewebe würde die Moral werden, wenn die muthmaßlich kleinen Folgen einer Handlung uns jedesmal zu einer Ausnahme von dem Gesetze berechtigen sollten! Darin besteht ja eben die Vollendung eines Charakters, daß man einem einmal als nothwendig erkannten Gesetze in

allen, und eben in den kleinsten Fällen consequent handelt; denn für die großen bewahrt uns allenfalls schon die Furcht vor der gerichtlichen Bestrafung. Und wenn ich in einer vorkommenden, mir höchst wichtigen Angelegenheit einen Mann suchte, auf den ich mich auf das Vollkommenste verlassen könnte: so würde ich ganz besonders darnach forschen, ob er auch in Kleinigkeiten zuverlässig sey; mit einem Worte, ob es ihm zur andern Natur geworden sey, ohne alle Ausnahme die Wahrheit zu sagen, und sein gegebenes Wort heilig zu halten.

Liebe ich nun diesen Charakter an Andern, wie sollte ich mich seiner nicht selbst aus allen Kräften befleißigen? Wohlan dann, so will ich niemals, unter keiner Bedingung etwas sagen, das meiner innern Gesinnung und Ueberzeugung geraden Weges zuwider wäre, und niemals etwas versprechen, das ich nicht pünctlich und gerade zu der festgesetzten Zeit zu erfüllen im Stande seyn sollte. So soll

man mich kennen lernen, und es soll mein Stolz seyn, nie in meinem Leben unwahr erfunden worden zu seyn. — Wahrlich, wer dieses Vorsatzes Meister wird, hat den größten Schritt zur Tugend gethan, und man wird ihm, sobald man ihn von dieser Seite kennt, nun auch willig jedes andere Gute zutrauen.

Aber woher denn in aller Welt die ungewöhnliche Seltenheit dieser Tugend? Wir wollen dieser Frage näher nachgehen, denn unstreitig wird ihre vielfache Beantwortung uns eben so vielfache Warnungen an die Hand geben, den Versuchungen zur entgegengesetzten Untugend auszuweichen.

Am häufigsten wird wohl aus Furcht gelogen, wenn man sich nicht getraut, das, was man gethan hat, oder noch thun will, öffentlich zu verantworten. So hat also jede Uebertretung der Pflicht die Lüge in ihrem Gefolge; kein Wunder, daß diese so häufig angetroffen wird. Eine Hauptregel, wie man immer

wahr bleiben könne, wäre demnach die: „Thue nichts Böses, so wirst du nicht nöthig haben, Entschuldigungen zu erlügen.“

Eine andere Veranlassung, Unwahrheiten zu sagen, hat man, wenn man nach Dingen gefragt wird, die man entweder nicht sagen darf, oder zu deren Erforschung man den Frager nicht berufen glaubt. In jenem Falle glaubt man sich oft nicht besser aus der Verlegenheit ziehen, in diesem, den Vorwitzigen nicht besser bestrafen zu können, als indem man die Sache anders angiebt, als sie ist. Ich zweifle, ob der besonnene und gerade Mann jemals nöthig haben wird, den Einen zu täuschen, um dem Andern treu zu seyn. Hat er etwas zu verschweigen, so läßt sich nicht selten das Gespräch so leiten, daß die gemeinte Sache gar nicht berührt werden kann; oder er beträgt sich von Anfang an so, daß man gar nicht ahnet, er könne wohl von der Sache wissen; ja in vielen Fällen wird es ihm keinen Schaden bringen, wenn er ge-

radehin erklärt, daß er für das Geheimniß verantwortlich sey, und es unter keiner Bedingung verrathen dürfe. Das Aufheften erdichteter Geschichtchen, in der Absicht, sich über Andere lustig zu machen, wohin z. E. das Aprilschicken gehört, ist schon nach einem oben angeführten Gesetze unsittlich, das uns verbietet, Schwächere durch die Vorhaltung ihrer eigenen Einfalt zu betrüben.

Ungemein viel wird ferner aus Leichtsinn gelogen. Der elenden Schwächlinge zu geschweigen, die immerfort Geschichten erdichten, um nur etwas zu erzählen zu haben, ist dies besonders der Fall mit allzuvoreilig gegebenen Versprechungen, die man entweder in der Hoffnung ausstellt, es werde sich ja zu seiner Zeit die Gelegenheit zum Worthalten, die jetzt freilich noch nicht abzusehen ist, wohl finden; oder die man als Nothhülfen braucht, um gewisse lästige Forderungen für diesmal von der Hand zu weisen, wohl wissend übrigens, daß man zu der versprochenen Zeit so wenig als

jetzt sein Wort werde halten können, ja entschlossen vielleicht, nie und nimmer Wort halten zu wollen. Dieserley Menschen gehören fast zu den verächtlichsten von allen, und die zuletzt genannte Art mag man wohl verworfen und nichtswürdig nennen. Eigentlich liegt Furcht ihrem Vorfahren zum Grunde. Sie haben nicht das Herz, gerade heraus zu sagen, was sie thun wollen, und suchen die Geduld ihrer Gegner durch fortgesetztes Aeffen zu ermüden. Bedauernswürdig ist der, welcher mit solchen Elenden zu thun hat. Keine sichere Hoffnung darf er auf einen noch so rechtmäßigen, noch so sauer erworbenen Gewinn bauen; denn der, welcher ihm denselben auszahlen soll, ist ein Mensch ohne Treue und Glauben. Kein ernsthaftes Geschäft darf er unternehmen; denn auf den, der ihn dabey unterstützen soll, kann er sich nicht verlassen. Die besten Plane scheitern oft aus diesem Grunde. Man darf sich auf nichts zu einer bestimmten Stunde freuen, wenn der, von dem man diese Freu-

de erwartet, ein leichtsinniger Mensch ist. Mit einem Worte, man sieht sich jeden Augenblick getäuscht, aufgehalten, im Stich gelassen, und in seinen liebsten Planen und Wünschen gestört.

So nahe solche Erfahrungen uns selber die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Püncktlichkeit legen sollten, so wenig wirken sie doch bey den meisten Leichtsinnigen dieser Art. Es giebt Menschen, die es in dem Nichterfüllen der allerheiligsten Versprechungen zu einer Art von Virtuosität gebracht haben, die sie eigentlich selbst bewundern müßten, da sie gewöhnlich bey jedem neuen Versprechen den Vorsatz zu fassen pflegen, diesmal nun ganz gewiß ihr Wort zu halten, und dann endlich zu ihrem Erstaunen sehen, daß die Sache so wenig jetzt, wie immer möglich war. Schwächlinge, die niemals ihr verflossenes Leben mit Freudigkeit betrachten, niemals ihren Freunden und Bekannten ohne Erröthen ins Auge sehen können! Wie bewahrt man sich am besten vor diesem

verächtlichen Charakter? Zuerst, indem man genügsam ist, und dadurch die köstliche Unabhängigkeit von dem Erbarmen anderer Menschen fest bewahrt. Dann: indem man sich vor dem ersten Schritte hütet. Hat man sich einmal durch eine Lüge glücklich Luft gemacht, so versucht man das leichte Mittel gewiß bald wieder, und je länger man das Worthalten aufschiebt, desto schwerer wird es zuletzt. Ferner mache man es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, nichts vorher zu bestimmen, wovon man nicht gewiß seyn kann, daß man die Erfüllung zu rechter Zeit vollkommen in seiner Gewalt haben werde; man gewöhne sich also, ein Gewicht auf seine Worte zu legen, und keines entwischen zu lassen, bey dem man nichts ernstliches gedacht hat. Zu unmöglichen Dingen wird uns ja ohnehin kein billiger Mensch verpflichten. Was thut es also, wenn man auch einmal geradehin gestehen muß, man sey nicht im Stande, dies oder jenes Verlangen zu erfüllen, oder dies und

jenes Geschäft in einer verlangten Zeit abzuthun? Der Vernünftige wird uns loben, wenn er unsere Vorsicht bemerkt, und uns um so mehr vertrauen, je deutlicher er sieht, welch ein Ernst es uns mit der Gewissenhaftigkeit sey; und wer etwas bey uns sucht, wird weit zufriedener von uns gehen, wenn wir ihm entscheidend die Unmöglichkeit erklärt haben, ihm zu helfen, als wenn wir aus zu großem Streben, allen gefällig zu seyn, ihn mit unsichern Erwartungen von einem Termine zum andern hingehalten haben.

Dies sollten sich besonders diejenigen Personen aus den höheren Ständen gesagt seyn lassen, deren Verwendung, ihres Einflusses wegen, häufig von Bittenden gesucht wird. Lieber bestimmt abgeschlagen, als unbestimmt vertröstet, und vor allen Dingen niemals eine Hoffnung erregt, die man nicht gewiß erfüllen kann. Vorzüglich lieblos ist es, Leute, die für uns gearbeitet haben, über den festgesetzten Termin hinaus ohne Bezahlung zu lassen. Auch

die Handwerker haben es sehr an sich, ihre Arbeiten zu jeder beliebigen Zeit zu versprechen, wenn sie gleich noch so viel anderes auf sich haben, daß sie unmöglich damit fertig werden können. Sie fürchten aber, man werde, wenn sie die Wahrheit sagten, die Arbeit anderswo bestellen, und um dies zu verhindern, spielen sie absichtlich den ärgerlichen Betrug. Aber sie schaden sich damit nur selbst; denn wer ihre Sitte kennt, geht nicht leicht wieder zu ihnen; dagegen man dem aufrichtigen Manne, der die Unmöglichkeit des Geforderten frey bekennt, gern von selbst einen längern Termin zugesteht.

Noch eine hassenswürdige Gewohnheit ist solchen Leichtsinnigen meistens eigen. Anstatt nämlich die gegebenen Hoffnungen ohne alle Rücksicht, bloß darum, weil man sie einmal gegeben hat, zu erfüllen, fangen sie an, über die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieser Hoffnungen bey sich selbst zu raisonniren, und

weil sie dann oft auf das Resultat kommen, daß das, was der Andere von ihnen verlangt hat, gar nicht so nöthig und nützlich sey, so glauben sie darum auch nicht so dringend zur Gewährung dieses Verlangens verpflichtet zu seyn. Aber nichts unstatthafteres kann wohl erdacht werden, als solche Kritik fremder Wünsche. Will man sie anstellen, so thue man dies noch in Gegenwart des Wünschenden, damit sich dieser darnach richten kann; nicht aber nachher, wenn alles verabredet ist, und jener nun sicher glaubt, das Versprochene werde zu rechter Zeit in Erfüllung gehen. Wie kannst du wissen, was mir nöthig oder entbehrlich, wichtig oder unwichtig ist? Und was hast du für ein Recht, meinem Gefühle vorzuschreiben, was es kalt erwarten oder heiß ersehnen, oder wessen es sich gänzlich verziehen soll? Ein kleiner Umstand, der dir gleichgültig scheint, spannt oft meine glühendste Erwartung; ein unbedeutendes Ding, das mir zu einem Zwecke dienen soll, den du nicht

weißt, macht mich aufs Aeußerste ungeduldig; eine Stunde, die du mir bestimmtest, und die ich deinetwegen dringenden Geschäften abbrach, geht mir nun verloren; ich sitze und warte, und zähle die Minuten, da du kommen oder das Verlangte schicken wirst: und unterdessen hast du zu Hause guten Frieden, denn du bist überzeugt, die Sache werde ja so nöthig nicht seyn. — Theseus Vater hatte mit dem Schiffer, der den Helden zum gefährlichen Kampfe mit dem Minotaur nach Kreta überfahren sollte, verabredet, bey seiner Heimfahrt statt der schwarzen die weiße Flagge aufzustecken, wenn der Streit glücklich abgelaufen sey, damit man schon von weitem von der Spitze des attischen Vorgebirges die frohe Botschaft erfahren könne. Der Schiffer, weit entfernt, sich die Sehnsucht des Vaterherzens vorzustellen, hielt die Bitte nicht so wichtig, oder unterfing sich wohl gar, sich mit dem alten Manne durch Ueberraschung sein Fest zu machen; genug er ließ die Trauerflagge an dem

Mast, und der erschrockene Greis stürzte sich verzweifelnd ins Meer hinab.

Eine oft aufgeworfene Frage darf hier nicht übergangen werden, nämlich die, ob Nothlügen erlaubt seyn können. Damit kann nichts anders gefragt werden, als: ob es Collisionsfälle geben könne, in denen die Pflicht der Wahrhaftigkeit einer höhern weichen müsse. Und wie sollte es das nicht? Gesetzt, Theseus wäre in Kreta ermordet worden: wer würde es dem Schiffer zum Vorwurf gemacht haben, wenn er aus Schonung für den zärtlichen Vater dennoch die weiße Flagge aufgesteckt, und die Athener auf einige Stunden getäuscht hätte? Wer könnte den tadeln, der seinen unschuldigen Freund, der in seinem Hause Zuflucht gesucht, den blutdürstigen Verfolgern verheimlichte? Wer möchte nicht vielmehr in einer ähnlichen Lage sich selbst einen solchen Freund wünschen? Eben so wenig kann die behutsame Unterdrückung eines fremden Fehltrittes, dessen Bekanntwerden einem

übrigens guten Menschen vielleicht unübersehbaren Nachtheil gestiftet hätte, dem edlen Unterdrücker als eine Verletzung der Pflicht angerechnet werden. Die natürlichste Regel, die sich für solche Fälle darbietet, ist die: Wähle diejenige Handlung, zu welcher dich im Augenblick des Handelns das reine Gefühl der Liebe am dringendsten auffordert. Nur daß Eigennutz oder Furcht nie den Ausschlag gebe!

7.

Achtung für fremde Sittlichkeit.

Die Nothwendigkeit dieser Pflicht wird man zwar dem Unsittlichen aus dem Princip aller vollkommenen Pflichten nicht recht begreiflich machen können; allein er wird doch wünschen müssen, daß das, was er sich gern als eine Prärogative vorbehalten möchte, ja nicht allgemein verstattet werde. In so fern

sieht man wirklich oft Schelme oder Wollüstlinge in Gegenwart unschuldiger junger Leute von ihren Streichen schweigen, und solch ein Schweigen könnte einen großen Theil ihrer früheren Schuld tilgen. Traurig genug, daß Leichtsinn, Mangel an Erziehung oder böses Beyspiel so manchen zur Unsittlichkeit hinrissen, und schlimm genug für einen solchen, daß der Besitz der Tugend einmal für ihn verloren ist. Muß er das Uebel noch vermehren, dadurch daß er sich absichtlich in der heranwachsenden Jugend Nachfolger auf der Bahn des Lasters erzieht?

Die Pflicht, von welcher hier die Rede ist, kann nur solchen eingeschärft werden, die zwar selbst nicht Kraft genug zur steten Hervorbringung sittlicher Handlungen haben, aber in ruhigen Stunden doch vernünftig genug sind, die Nothwendigkeit des Sittengesetzes einzusehen. Solche kann man nicht dringend genug bitten, doch wenigstens nur auf ihre eigene Hand zu sündigen, und nie die Unschuld zu

Theilnehmern, Zeugen oder Zuhörern ihrer Untugenden zu machen. Wer kann es übersehen, zu welchem Brande sich der leichtsinnig ausgeworfene Funke entwickeln werde; über wie viel andere Häuser er sich erstrecken, und wie lange in die tiefe Zukunft hin dies Feuer fortwuchern werde? Wie ein Greis an seiner goldnen Hochzeit mit eigenem Erstaunen die hundert Kinder, Enkel und Urenkel überschaut, die ihm ihr Daseyn verdanken, so erstaunenswürdig, aber nicht so herzerfreuend müßte es seyn, wenn ein einzelner Bösewicht die ganze Descendenz der Elenden um sich her versammeln könnte, die theils seinem Beyspiele, theils seiner Ueberredung den Sinn für das Laster verdankten, der sie jetzt für die gute Sache der Menschheit verloren gemacht hat. Wer kann es berechnen, um wie viel ein einziges, leichtsinnig geschriebenes Buch die Summe der jetzt herrschenden laxen Grundsätze erhöht hat, und wie viele andere Schriftsteller, durch den Absatz desselben gelockt, sich

dies Buch zum Muster für viele ähnliche genommen haben, durch welche nun der Born der Unsittlichkeit sich aus hundert Röhren in das Publicum ergießt!

Aber selbst, wenn man weiß, daß die Verführung nicht haften werde, sollte man doch tugendhafte Gemüther mit der Anhörung solcher Grundsätze verschonen, die ihrer ganzen Denkart zuwider sind, und keinen andern als einen widerlichen Eindruck auf sie machen können. Es gehört mit zu der Lieblosigkeit und Feindseligkeit der Gesinnungen, die die Grundlage aller Unsittlichkeit ist, wenn man einen redlichen Mann geflissentlich damit kränken kann, daß man den Grundsätzen, die er aus reiner Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit der ganzen Welt anwünschen möchte, mit kecker Stirne Hohn spricht, oder, was noch niederträchtiger ist, diejenigen darin wankend macht, denen er diese Grundsätze durch Lehre und Leben einzuimpfen von ihrer Kindheit an bemüht war. Das heißt ja nichts

anders, als die Saaten zertreten, die ein fleißiger Landmann mit saurem Schweiße dem magern Boden entlockte, oder die Baumschule mit boshafter Hand zerstören, aus welcher nach des redlichen Pflanzers Absicht einst für die Kinder und Enkel ein nutzbarer und erquickender Obstgarten hevorgehen sollte.

Kann man eine Schaar von blühenden Kindern ansehen, ohne sich des herrlichen Ausspruchs zu erinnern: ihre ist das Reich Gottes? So viele schlanke Pflänzchen, alle voll der Bestimmung, das Reich der Guten dereinst vermehren und anbauen zu helfen, und alle dem Zufall überlassen, der sie entweder in solche Hände führen wird, die ihnen die dazu nöthige Richtung geben werden, oder der sie, unbeachtet von den Besseren, am Wege stehen läßt, wo sie mit allen ihren herrlichen Anlagen, sich selbst überlassen, verkrüppeln. Wer könnte grausam genug seyn, zu dieser Verkrüppelung absichtlich beyzutragen? Hält man doch den schon für einen schlechten Men-

schen, der ein Bäumchen an der Landstraße vorsetzlich zerknickt, oder an seinen Zweigen beschädigt. Und was ist ein zerbrochener Baum gegen einen verderbten Menschen!

8.

Achtung für die Ehe.

Wenn von einer Bestimmung des menschlichen Geschlechts die Rede ist, so denkt jeder dabey nur an den männlichen Theil desselben, und wenn man die Geschichte fragt, was bisher zur Entwickelung dieser großen Gesellschaft geschehen ist, so sagt sie uns einzig das, was die Männer dazu beygetragen haben. Ist das nicht Ungerechtigkeit gegen das andere Geschlecht? So sagen einzelne gelehrte Damen; aber daß es zu allen Zeiten und unter allen Völkern die einstimmige Klage aller Weiber gewesen sey, und daß die Weiber uns durch-

gehends beneideten, daß die Regierungen der Staaten, die Gewerbe und Handthierungen, der Ackerbau und der Soldatenstand, die Gerichtshöfe und die Katheder nicht eben so gut mit Personen ihres Geschlechts besetzt würden, davon hat man noch nie gehört. Daß einzelne Damen Philologie oder Botanik oder Philosophie studirt, Verse gemacht und Bücher geschrieben haben, macht die Regel nicht wankend. Sind diese doch von jeher als Ausnahmen betrachtet worden, und haben im mindesten nicht den Neid der übrigen ihres Geschlechts geweckt. Ob die Elisabethe und Katharinen sich als Herrscherinnen jemals glücklich gefühlt haben, möchte schwer zu erweisen seyn. Daß ihr Geschlecht auch die Fähigkeit besitze, sich in männliche Geschäfte zu finden, haben sie allerdings bewiesen; allein wer hat je daran gezweifelt? Nur daß es die Bestimmung des ganzen Geschlechts sey, unmittelbar zur Entwickelung der Anlagen der gesammten Menschheit mit-

zuwirken, dies muß mit Recht geläugnet werden. So unbillig ist die Natur nicht verfahren, daß sie dem Weibe, das schon mit dem Tragen, Gebären, Säugen und Aufziehen der Kinder den größten Theil seines Lebens hinbringt, noch jenes große Geschäft, für das Ganze mit zu sorgen, aufgebürdet hätte. Ja selbst den Sinn für dieses Ganze hat sie den Weibern versagt, um ihnen die Ueberschreitung ihrer Gränzen recht zu erschweren. Wenn hat je ein Weib eine Erfindung gemacht, eine die Menschheit interessirende Wahrheit zuerst ausgesprochen, oder zur Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse heilsame Vorschläge gethan? Wenn hat je ein großes politisches oder gelehrtes Unternehmen, eine Reformation, eine neue Gesetzgebung, eine Revolution, sie lebhafter beschäftigt, als eine Heyrath, ein Liebeshandel oder ein Mittel, den Männern zu gefallen? Ist nicht dagegen all ihr Dichten und Trachten auf das Letztere gerichtet? Wollen

sie etwas anders als Liebe, die doch dem Manne bey weitem nicht das Höchste ist? Sind sie nach aller Menschen innerstem Gefühle irgendwo besser an ihrem Platze, als in den Armen des Geliebten, an der Wiege der Kinder und in der Wirthschaft? Stimmt zu diesen Berufsarten nicht auch ihr zarterer Leib, ihr weiches Gemüth, ihr Sinn für Kleinigkeiten, ihr Hang zum Putze aufs schicklichste zusammen? Und wünscht sich ein vernünftiges, gut geartetes Weib noch etwas mehr, als einen geachteten Mann, der sie herzlich liebt, blühende Kinder, die sie ernähren, und eine gut eingerichtete Wirthschaft, der sie mit Ehren vorstehen kann? Weislich hat die Natur ihnen auch den anschmiegenden Sinn gegeben, vermöge dessen sie sich leicht für die Beschäftigungen ihrer Männer interessiren lernen. So hilft die Frau des Krämers im Nothfall gern verkaufen, und die des Schriftstellers läßt sich liebreich die gelehrten Gespräche gefallen, die der Mann

ihr im Feuer seiner Begeisterung aufdringt. Wozu quälen sich denn eigentlich unsere ästhetischen Damen so sehr mit Almanachen, Dichterwerken und gelehrten Journalen? Wozu anders, als weil sie mit so vielen jungen Genies zu thun haben, bey denen sie glauben, solches Unterhaltungsstoffes nicht entbehren zu können.

Hat aber die Natur das Weib von der unmittelbaren Theilnahme am Bau des Ganzen ausgeschlossen, so fehlt doch sehr viel, daß sie ihm darum eine minder wichtige Bestimmung gegeben hätte. Liefern sie nicht die immer neuen Arbeiter an dem großen Werke? Gehen nicht die werdenden Geschlechter aus ihrem Schooße hervor? Ja nicht bloß aus ihrem Schooße, größtentheils auch aus ihren Mutterarmen, aus ihrer Schule? Wächst nicht unter ihrer Pflege und Nahrung, unter ihren Schmerzen, ihren Sorgen und Nachtwachen, der Keim zum Menschen auf, den der Mann im Augenblick

des Vergnügens sorglos pflanzte, und den er sorglos dem Schicksal überläßt? Nimmt nicht das Weib dem Manne willig alle die kleinen Mühen ab, die er zu seiner Bequemlichkeit so sehr bedarf, und wozu ihm doch aller Sinn fehlt, ja deren Besorgung ihn in seinen edleren Geschäften unwürdig zerstreuen würde? Und ist sie es endlich nicht, in deren traulicher Kammer, an deren reinlichem Tische, an deren wärmendem Ofen, unter deren fromm erzogenen Kindern er seine Ruhe findet nach den Beschwerden des Tages, unter deren Schöpfungen im wohlverwalteten Hause er sich froh fühlt, und seiner Familienvaterwürde sich stolz und freudig bewußt wird?

Diese schöne Bestimmung kann aber das Weib nicht erreichen, wenn ihr Mann ihr nicht ihr Eines und Alles ist, und noch weniger, wenn sie gar niemandes Weib wird. Die Natur hat gewollt, daß das Weib den Mann ergänzen sollte, und wo die Vereinigung so geschieht, wie sie immer geschehen

sollte, da ist auch Mann und Weib schlechthin Eins, und keins kann sich ohne das Andere denken. Diese Verbindung hält auch auf Lebenszeit, und wenn der Reiz des Weibes und die Kraft des Mannes vertrocknet, so schlingen die indeß heranwachsenden Kinder, in denen das Interesse beider Eltern sich vereinigt, und die holde Gewohnheit das alte Band immer fester zusammen. Wie könnte aber mit dieser Einrichtung der Natur, mit diesem schönen Zwecke der höchsten Weisheit eine Theilung der Herzen bestehen? Was will aus der häuslichen Harmonie werden, in welcher allein gute Kinder gedeihen, wenn der Mann noch eine liebere Vertraute hat, als sein Weib? wenn das Weib ihrem Manne Kinder gebiert, an denen er keinen Theil hat? wenn mit der Vollziehung der Ehe nicht jede weitere Sehnsucht nach männlichem Umgange geschlossen ist, und alle fernern Wünsche auf immer schweigen?

Ja, es ist ganz sonnenklar, daß die

Ehe keine menschliche Erfindung, keine Convenienz, kein politischer Kunstgriff sey, sondern, daß die Natur selbst unwiderstehlich darauf hingeführt habe. Ein Mann und ein Weib sollten sich zur Fortpflanzung ihrer Art, und zur sichern Aufziehung der zarten Nachkommenschaft auf Lebenszeit verbinden, und der heilsame Trieb der Eifersucht sollte aller Polygynie und Polyandrie vorbauen. Eine Anlage zur Schamhaftigkeit sollte den Jüngling und das Mädchen so lange vor dem Geschlechtsgenusse bewahren, bis sie im Stande wären, ihn dem Willen der Natur gemäß zu befriedigen. Die Sorge für den Hausstand, für die Pflege des Mannes und die Erziehung der Kinder sollte endlich jedes andere sinnliche Gelüste außer dem Umgange des Mannes fern von dem Weibe halten; wie denn der Mann durch seine schwereren Geschäfte und seine weniger sinnliche Natur gleichfalls, selbst der Erfahrung gemäß, leicht vor der Ausschweifung bewahrt wird.

Haben wir nun — wie doch wohl des vernünftigen Wesens würdig wäre — Achtung für die weisen Anstalten der Natur, so dürfen wir die Ehe nie anders, denn als das heiligste Band auf Erden betrachten, dessen Verletzung die schnödeste Verhöhnung der ewigen Weisheit ist. Und das nicht allein, sie ist auch zugleich die bitterste Kränkung des unschuldigen Gatten. Denn indem zwey Personen ein Ehebündniß schließen, opfern sie einander ihre Freyheit auf, und nichts kann ihnen einen würdigen Ersatz für dieses Opfer geben, wenn es nicht die gegenseitige Treue, das völlige Vertrauen, die ganz dem andern sich hingebende Liebe thut. Wo anders kann der geplagte Mann, der in dem Strudel der treulosen Welt nur vorsichtig und schweigend kämpfen darf, einmal sein Herz aufschließen und völlig und herzlich vertrauen, als im Schooße der Seinigen, und besonders am Busen seines geliebten Weibes? Wenn nun aber eben dies Weib nur Liebe heuchelt, ihr Herz

einem Andern zugewendet hat, und einem Andern dieselben süßen Rechte auf sich einräumt, die der Mann nur allein zu besitzen wähnt — kann wohl ein schändlicherer Betrug ersonnen werden? Oder wenn der Mann, der seiner Frau durch seine Liebe den schuldigsten Ersatz für die Beschwerden ihres Hausfrauen- und Mutterstandes geben sollte, eine andere als sie mit seiner Liebe beglückt — kann eine Undankbarkeit abscheulicher seyn? Kann einer von beiden wünschen, daß ihm so begegnet werde? Wie könnte er also berechtigt seyn, dem Andern so zu thun?

Und ein junger Mann, der, seinen Trieb zu befriedigen, keinen bequemern Gegenstand findet, als eine leichtsinnige Ehefrau, die er bald zu beschwatzen hofft: denkt er denn gar nicht daran, wie es ihm gefallen würde, wenn er der Ehemann wäre, der so betrogen werden sollte? Hofft er denn nicht selbst einmal in diesen Stand zu treten, und ahnet er da nichts von einer Nemesis?

Freilich haben diejenigen, welche sich dies Vergehen erlauben, gewöhnlich diese Entschuldigung, daß sie nur solche Weiber wählten, die so unschicklich verheyrathet seyen, daß durch ihre Verbindung der Zweck und das Glück der Ehe doch nicht erreicht werde; daß sie mithin kein häusliches Glück störten, weil keines da sey, und daß, wenn sie sich die Gelegenheit nicht zu Nutze machten, zehen andere bereit seyn würden, es an ihrer Stelle zu thun. Der letzte Grund kann vor der Vernunft gar nicht bestehen; denn die daraus folgende Maxime, daß uns alles erlaubt sey, was sich Schlechtere erlauben, würde alle Moral aufheben. Was aber das erstere Vorgeben betrifft, daß durch den Ehebruch kein häusliches Glück gestört werde, wenn beide Ehegatten nicht zu einander passen, so wird dies schwerlich erwiesen werden können. Das eheliche Glück hat, wie jedes andere, seine Grade. Den höchsten Grad zu erreichen, gelingt in allen Dingen nur wenigen, aber

darum giebt man die Sache selbst nicht gleich auf. Gesetzt, dir selber wäre es nicht möglich, eher zu heyrathen, als bis deine Jugendblüthe schon verwelkt, und deine beste Kraft zum Theil von dir gewichen wäre; du wünschtest aber dennoch von dem versäumten Glücke so viel nachzuholen, als möglich wäre, und zugleich dein Alter vor der Lieblosigkeit bezahlter Pfleger zu sichern; es fände sich nun ein Frauenzimmer, zwar wohl eines jüngern Mannes würdig, aber in Ermangelung desselben auch bereit, sich einem älteren zu vermählen. Wirst du es ihr nicht frey stellen, ob sie den gewagten Schritt thun wolle, oder nicht? Und wenn sie ihn thun will, wirst du nicht annehmen müssen, daß sie ihn wohlüberlegt, daß sie sich stark genug gefühlt habe, allenfalls einem langen Genusse sinnlicher Freuden zu entsagen, und den größten Theil ihres ehelichen Glücks lieber in andern Gefühlen zu suchen? Muß es denn immer und ewig nur sinnlich genossen seyn?

Gesetzt nun also weiter, sie würde deine Frau, und nach einigen Jahren fiele ihr ein, daß sie doch wohl besser gethan hätte, einen andern Mann zu wählen? Und welcher Frau sollte das nicht einfallen? Könnte aber dieser Einfall eine berechtigen, es wirklich mit einem andern zu versuchen, so ist gar nicht abzusehen, wenn diese Versuche geschlossen seyn möchten. Denn auch gegen den Besten wird man doch allmälig kühler, und es wird sich dann immer wieder ein Besserer finden, und diesen wird nach einiger Zeit ein noch geliebterer verdrängen können. Es wäre also solchen Damen gar kein besserer Rath zu geben, als nur geradehin à la Ninon zu leben; nur müßten sie auch die Offenherzigkeit dieser Buhlerinn besitzen, die wenigstens keinen betrogen hat. Aber nicht wahr, du wünschest dir nicht eine solche Frau, oder wenn du sie hättest, so möchtest du doch wohl, daß sich niemand fände, der ihre Lüsternheit benutzte? Und

du solltest nun einem andern Ehemanne thun können, was du wünschest, daß dir niemals geschehe?

Ob der Geschlechtstrieb mit einem Mädchen ohne ehelichen Zweck befriedigt werden dürfe, wird sich aus dem Obigen leicht ergeben. Ist die Ehe die Bestimmung jedes weiblichen Wesens, so wird alles, was demselben die Erreichung dieser Bestimmung erschweren hilft, ein Verbrechen gegen das arme Geschöpf seyn, selbst wenn es einfältig genug seyn könnte, selbst darein zu willigen. Ich meines Theils möchte lieber einen Mord, als die Verführung eines unschuldigen Mädchens auf dem Gewissen haben.

Unter allen gebildeten Völkern, und selbst in Zeiten großer Sittenverderbniß haben die edleren Jungfrauen stets die Blüthe der Unschuld mit Fleiß zu bewahren gesucht, weil sie wußten, welchen hohen Werth selbst der ausschweifendste Mann auf diesen Vorzug lege. Daß wir denselben so hoch achten,

ist zunächst freilich wohl eine Regung von Mißgunst, eine so weit getriebene Eifersucht, daß wir in unserm Besitzthume auch nicht einmal einen Vorgänger dulden wollen; aber es hat doch auch zugleich noch einen sehr reellen Grund. Strenge Keuschheit und tief im Herzen wohnende Sittsamkeit der Jungfrau sind dem Manne die einzige Bürgschaft für die Treue und Sittsamkeit der Frau. Es ist nicht wahr, daß der Mann die früheren Vergehungen seines Weibes nicht entdecken könne. Mögen auch die physischen Merkmale befleckter Jungfrauschaft trüglich seyn, so kann ich doch nimmermehr glauben, daß die moralischen es seyn sollten. Einem Weibe, dem die Schamhaftigkeit und Enthaltsamkeit schon vor der Ehe nichts mehr werth waren, und welches alle Einwendungen der Vernunft, des Ehrgefühls, der Furcht und der Scham durch die bloße Sinnenlust übertäuben konnte, wird auch die häusliche Zucht, die Eingezogenheit und die Treue nicht sehr

am Herzen liegen. Umsonst wird der betrogene Bräutigam die holde Schamhaftigkeit und das süße Geständniß der endlich befriedigten Sehnsucht in ihren halbgesenkten Blicken und auf ihren sanft erröthenden Wangen suchen. Das schönste, was er ihr zu geben hatte, war ihr ja nicht mehr neu; ja sie hat schon die Fähigkeit, schamlose Vergleichungen anzustellen. Wie sollte sie ihren Mann als den Einzigen werth halten, der sie beglücken könnte? Nein, jene zarte Blüthe der Jungfrauschaft ist ein so nothwendiges Erforderniß zu einer glücklichen Ehe, als nur irgend ein anderer Vorzug, den ein Mädchen ihrem Bräutigam zubringen kann; und mit vollem Rechte hält daher ein junges Frauenzimmer auf die sorgfältigste Bewahrung dieses Kleinods.

Bey dem Manne ist es anders. Weil die Natur weit mehr und wichtigere Zwecke mit ihm hatte, als die Erzeugung einer Nachkommenschaft, so richtete sie auch seine

Begierden bey weitem nicht so sehr auf dies Geschäft, als die des Weibes. Wenn auch der Begattungstrieb zu einer gewissen Zeit noch so heftig bey ihm eintritt, so läßt er sich doch leichter abweisen; ja manche Menschen thun seine Befriedigung nur wie ein Nebengeschäft, oder wie ein verwandtes Naturbedürfniß ab, ohne sich dadurch in ihren übrigen Planen und Ideen weiter stören zu lassen. Das geschieht ohne alles nähere Interesse an dem Gegenstande, ja dieser Gegenstand, den sie bloß als Sache betrachten, ist ihnen gemeiniglich selbst verächtlich. (Dies letztere wäre bey den Weibern eine Unmöglichkeit.) Man könnte daher behaupten, daß ein Mann, wenn er nicht ein ausgemachter Wollüstling und liederlicher Mensch ist, selbst bey häufig genossenem unreinen Vergnügen dieser Art, noch immer sehr keuschen Herzens geblieben seyn, und die aufrichtigste Achtung für die Ehe und den bessern Theil des weiblichen Geschlechts behal-

ten haben könne. Zwar wird er sich seiner frühern Ausschweifungen immer schämen müssen; aber es wird ihm möglich seyn, sie bey einem tugendhaften Weibe gänzlich zu vergessen, und gleichsam ein neues Leben anzufangen. Das Weib hingegen berechnet nach solchen Genüssen die Hauptmomente ihres Lebens, und der Augenblick, da sie sich zum ersten Male der Umarmung eines Mannes hingab, ist der wichtigste ihres ganzen Daseyns.

Dazu kommt, daß der Mann durch die leidigen bürgerlichen Verhältnisse, die ihm oft bey dem besten Willen das Heyrathen unmöglich machen, hinreichend entschuldigt ist, wenn er dem nicht mehr zu zähmenden Triebe auf jede mögliche Weise Raum giebt. Ganz gewiß ist es der Vernunft unsers Geschlechts zuzutrauen, daß der größte Theil von uns gern die Blüthe seiner Mannskraft der Gattinn aufbewahren würde, wenn es uns erlaubt wäre, in dem Alter zu heyrathen, in welchem es die

Mädchen thun. Da ferner bey der unaufhörlichen Aufforderung, die ein kraftvoller junger Mann hat, diesen wüthendsten aller Triebe (nächst dem Hunger) zu befriedigen, die Frage schwer zu beantworten ist, warum man die Gelegenheiten, ihn ohne Beleidigung eines Dritten zu befriedigen, unbenutzt lassen solle: so wird der Moralist mit den bisher gegen die Hurerey gebrauchten Vorstellungen jetzt kaum mehr ausreichen.

Ein Doctor Albrecht in Dresden hat in Nr. 303. des Reichsanzeigers von 1803 etwas über die Schädlichkeit der Bordelle gesagt, gegen einen Anonymus in derselben Zeitung, von dem er bedauert, daß ihm folgende Stelle entschlüpft sey: „Es ist unbestreitbar, daß es außer den Gränzen menschlicher Gewalt liegt, in gegenwärtigen Zeiten gewisse Meinungen im Allgemeinen nach Gefallen zu erzeugen, so wie die dermalige öffentliche Meinung über das Unmoralische der außerehelichen Befriedigung des Ge-

schlechtstriebes sehr von der unterschieden ist, die man vor 30 Jahren hierüber nährte. Physische Schwächlinge möchten sie aus Ueberzeugung oder Mißgunst gern noch jetzt verbreiten." — Der Verfasser dieser Zeilen (dem dieselben eben so wenig entschlüpft sind, wie man sagen könnte, daß dem Sokrates die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele entschlüpft sey) wird sich unstreitig über das Bedauern des Hrn. Doctors A. leicht getröstet haben. Er sieht die Sachen, wie sie sind, und hat den Geist der Zeit begriffen, zwey Vorzüge, die seinem Bedaurer gänzlich abgehen. Die Meinung, von der er spricht, ist die religiöse Stimmung, die noch vor 30 Jahren alle Sittenlehren zu Glaubenslehren machte, und die jetzt mit dem Ansehen der Geistlichkeit und der Bibel durchaus gesunken ist. Damals war es genug, auf die letztere zu verweisen, und kurz und gut zu lehren, daß Hurerey Sünde sey, und kein rechtlicher Mensch hätte sich unterstanden, zu fragen: warum? Aber

die Zeit der Aufklärung verschmäht allen Glauben auf Autoritäten, und verlangt Gründe. Kann der Hr. Doctor jene Dumpfheit des Geistes wieder zurück zaubern, in der man nur aus blindem Glauben handelte, so mache er uns das Kunststück vor. Da es aber vor zehn Jahren einem mächtigen Könige, einem sehr thätigen Minister und drey eben so eifrigen Oberconsistorialräthen nicht hat gelingen wollen, so zweifle ich, daß er viel ausrichten wird.

Es ist dabey eine feine Bemerkung des Anonymus, daß diejenigen, die noch jetzt so sehr gegen den Geschlechtsgenuß eifern, entweder aus physischer Schwäche, oder aus Blödigkeit, oder aus Mangel an Gelegenheit, zur eigenen Enthaltsamkeit gezwungen werden, und sich nun diese Enthaltsamkeit zur Tugend anrechnen. Da ist es denn freilich der einzige Trost, der ihnen übrig bleibt, zu glauben, sie seyen aus weit edlerem Stoffe zusammengesetzt, als jene sinnlichen, unreinen Men-

schen, die nur um des Genusses willen da zu seyn glaubten. Es ist ganz außerordentlich, welche Masken der Neid annehmen kann, und ich selber kenne mehrere gute Menschen, welche aus reiner Tugendliebe gegen das Laster der Unkeuschheit zu eifern meinen, da es doch nichts anders, als die quälendste Mißgunst ist, was aus ihnen spricht. Will der Herr Dr. Albrecht einmal recht aufrichtig seyn, so frage er sich nur selbst, ob er nicht an dem Genusse manches von ihm gehaßten Wollüstlings gern dann und wann einmal Theil nehmen möchte, wenn es so recht in der Stille geschehen könnte.

Was soll nun das Resultat von dem allen seyn? Soll die Hurerey frank und frey seyn? Ich antworte: Für den, der alle Folgen davon aus williger Entschließung auf sich nehmen will, immerhin! Es giebt der feilen Dirnen unter uns genug, an denen doch einmal nichts mehr zu verderben ist, und denen noch ein Gewinn dadurch zufließt, wenn man

sie dazu braucht, wozu sie selbst gebraucht seyn wollen. An solche wende sich also, wer sich durchaus nicht mehr bezähmen kann. — Aber wie viele werden dies seyn? Uns Deutschen zumal, denen das Blut weit ruhiger als den südlichern Nationen durch die Adern fließt, hat die Natur selbst die Enthaltsamkeit sehr erleichtert. Dazu kommt, daß die Schwäche eines großen Theils unserer Jünglinge nur noch einer ganz kleinen Nachhülfe der Vernunft bedürfte, um allen Anfechtungen glücklich auszuweichen. Ist dies nun der Fall, so muß zum wenigsten die Klugheitslehre diese Ueberwindung jedem jungen Manne ernstlich anrathen, aus folgenden Gründen:

1. Weil dieser Trieb, einmal befriedigt, nun weit stärker wird, als er vorher war, und mithin die erste Sünde unzählige andere nach sich zieht, die vielleicht nicht alle so gut ablaufen können, als jene erste.

2. Weil Vergnügungen dieser Art das Ge-

müth so sehr zerstreuen, daß man oft für nichts Ernsthaftes mehr Sinn behält.

3. Weil die Folgen einer einzigen Ausschweifung oft sehr unglücklich ausfallen können.

Das wäre für die jungen Leute selbst. Für die Eltern will ich noch folgendes hinzufügen.

Da die Gewohnheit, nach gewissen einmal festgewurzelten Vorstellungen zu handeln, ihre eiserne Gewalt selbst über Naturtriebe bewährt hat: so steht es ganz in den Händen der Eltern und Erzieher, ihre Kinder zu Wollüstlingen oder zu enthaltsamen Menschen zu bilden. Wer das Letztere will, der gewöhne sie von den ersten Lebensjahren an zur schamhaften Verhüllung des Körpers, lehre sie jede unanständige Entblößung oder Betastung als etwas höchst unsittliches vermeiden, hüte sie vor dem Umgange mit Dienstboten und gemeinen Kindern wie vor dem Feuer, und erkläre sich bey jeder Gelegenheit mit Ernst und Abscheu gegen jede unanständige Rede oder Handlung, die den Kindern zu Ohren kommt.

Ein gesetztes Betragen der Eltern selber gegen einander in der Kinder Gegenwart, und oft wiederholte Aeußerungen über die Nothwendigkeit eines zurückhaltenden Wesens gegen Personen von verschiedenem Geschlechte werden die zarte Pflanze der Schamhaftigkeit in den weichen Kinderherzen wohlthätig befestigen und nähren, und eine frühe und lange Gewohnheit, alles Unanständige in Reden und Handlungen zu vermeiden, wird einst mit der Kraft eines festen Grundsatzes aller Verführung wunderbar entgegen wirken. Ich selber habe mehrere wackere Jünglinge, die aus einer solchen Zucht erwachsen waren, unberührt von dem Schmutze späterer Umgebungen durch die mißlichen Jahre des akademischen Lebens gehen sehen, und weiß, daß sie ihren Bräuten eine unentweihte Unschuld zugebracht haben. Bey ihnen bemerkte ich zugleich eine andere, ihnen sehr früh aufgedrungene Gewöhnung, ein sehr zartes Gefühl für das Reine, Schöne und Geschmackvolle, ver-

möge dessen schon der Anblick einer gemeinen Buhldirne sie mit Ekel erfüllte. Auch hatten sie meistens einen Hang zur Sentimentalität, der sie zum Idealen hinführte, und ihnen ein so zart veredeltes Bild von der Liebe vorhielt, daß sie sich geschämt haben würden, es durch unreine, sinnliche Gedanken zu entweihen. Ich möchte daher, gegen den Rath der neuern Pädagogen, solche Dichterwerke, die diesen Hang zum Romantischen nähren, eher empfehlen, als verbieten; nur solche Schriften, in denen die Liebe mit der Frivolität eines Franzosen behandelt, oder gar die offenbare Unsittlichkeit mit lachenden Farben geschildert wird, sollten vorsichtiger als Gift über die Seite gebracht werden. Ein souveraines Mittel endlich, den bösen Dämon ganz zu ersticken, ist, wie schon Ovid lehrt, Gewöhnung zu beständiger Beschäftigung. Kann man in jenen kritischen Jahren das Gemüth eines Jünglings für irgend ein hohes Ziel des Ehrgeizes befeuern, so wird er vollends von fleisch-

lichen Anfechtungen nur wenig zu dulden haben.

9.

Achtung für die Staatsverhältnisse.

Der größte Theil der Menschen sieht in dem bürgerlichen Zwange, in welchem er leben muß, in den vielen Unterordnungen der executiven Macht, und in so manchen finanzistischen und polizeylichen Gesetzen nichts als drückende Bande, zum Theil durch den Geiz oder das Privatinteresse der Großen geschmiedet, und einzig zur Aussaugung der ärmern Klassen vorhanden. Eine genauere historische Kenntniß von der wunderbaren Entwickelung der Gesellschaft würde diese Unzufriedenheit beträchtlich mildern; die Vergleichung unsers gegenwärtigen Zustandes mit dem unserer Vorfahren in allen früheren Perioden der Geschichte würde uns nicht wenig trösten; und

ein ernstliches Nachdenken über die Schwierigkeiten der Sache würde uns endlich eine hohe Bewunderung dessen abnöthigen, was bereits wirklich in der Zusammensetzung einer so überaus künstlichen Maschine, als unsere heutigen Staatsverfassungen sind, geleistet worden ist. Daß freilich hier nur alles im Großen berechnet werden konnte, und mithin manchem Kleineren unverhältnißmäßig wehe geschehen mußte, war natürlich; aber gewissermaßen ist der menschliche Verstand dadurch entschuldigt, daß der göttliche selbst im Großen nicht viel gerechter verfahren konnte. Wie schlimm sind nicht z. B. gegen die freyen Löwen, Wölfe, Füchse und fast gegen das ganze Vögelgeschlecht die armen Pferde oder die noch geplagteren sibirischen Schlittenhunde weggekommen! Genug, daß wir überzeugt seyn können, es sey für jetzt der besten Einsicht noch nicht möglich gewesen, bessere bürgerliche Verhältnisse hervorzubringen; es werde aber nirgends am guten Willen fehlen, dieselben bey

wachsender Einsicht immer mehr zu vervollkommnen.

Dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln wird die Pflicht des rechtschaffenen Mannes seyn. Daß sie gleichfalls aus dem Princip aller vollkommenen Pflichten folge, ergiebt sich leicht. Verlangst du, daß der Staat dich schützen solle, wie kannst du ihm deinen Beytrag zu seiner Erhaltung verweigern? Wenn nun ein jeder, wie du, die Zölle umginge und die Visitatoren berückte, wozu doch jeder eben so viel Recht hätte, als du: woher sollte der Staat seine ihm so nöthigen Kräfte nehmen? Zwar meint man gewöhnlich, die Taxen und Steuern seyen willkührliche Gesetze; allein einmal sind sie ja nicht dir allein willkührlich aufgelegt, sondern jeder Staatsbürger muß sie, gleich dir, tragen, und man bemüht sich immer mehr, den Hohen und Niedern nach gleichem Verhältnisse zu schätzen; und dann, wie sollten sie anders seyn können, da doch nun einmal bestimmte Summen zur Bestrei-

tung der ungeheuren Staatsausgaben und zur Vergrößerung des Schatzes für künftige Unglücksfälle nothwendig zusammengebracht werden müssen? — Aber, sagst du, bey weitem nicht alles, was mir abgepreßt wird, gereicht dem Staate zum Besten; eine Menge unnützer Menschen theilen sich darin, die sich von meinem Schweiße mästen, anstatt, wie ich, zu arbeiten. — Mags seyn, so ernährst du doch andere, und thust mithin Gutes. Auch ist ihre Arbeit elender als die Deinige, und ihr Loos beklagenswerth genug. Und da du doch diese Menschen nicht wegschaffen kannst, vielmehr der Staat sie durchaus ernähren muß: so fällt jeder Beytrag, den du ihnen vorenthältst, dem Staate zur Last, der ihn sich nun entziehen muß, um ihn diesen Leuten zu geben. Auf jeden Fall ist es also der Staat, den du bestiehlst, und dieser hat also ein Recht, dich dafür hart zu bestrafen. Unüberlegt wäre es auch gesprochen, wenn du sagen wolltest: Die Ausgaben, die

der Staat sich macht, sind aus schlechten Veranlassungen hervorgegangen. Warum soll ich zu einem Kriege beytragen, der mit meinem Willen nicht ist angefangen worden, und den uns die Gewalthaber billig hätten ersparen sollen? — Gesetzt, dies letztere wäre möglich gewesen, so berechtigt dich ein Fehler des Regenten doch nicht, dem Ganzen deine Theilnahme zu versagen. Leiden die übrigen Glieder nicht alle mit, und eben so unschuldig als du, und hast du nicht, als du dieser Gesellschaft beytratest, dich eben dadurch stillschweigend verbunden, im Nothfalle alle Lasten derselben mitzutragen? Soll der Soldat sein Blut für den Staat hingeben, und du willst nicht einmal etwas von deinem Gelde fahren lassen? Ist es denn nichts, daß dich dafür in Friedenszeiten der Staat gegen alle widerrechtliche Eingriffe in deine Rechte schützt, dir dein Eigenthum sichert, dir Gelegenheit zu deinem Unterhalt verschafft, und dir hier zur Durchsetzung deiner Forderungen,

dort zum Unterricht deiner Kinder öffentliche Anstalten barbietet? Gehe doch in die Länder, die von unaufhörlichen Plünderungen gesetzloser Räuber beunruhigt werden, wo der Mann, der gestern noch wohlhabend war, von einer Mameluckenhorde oder von den wilden Trabanten eines rebellischen Pascha aus seinen Bette gerissen wurde, und heute mit seinen ausgezogenen Kindern bettelnd durch die zerstampften Felder wandert, die gestern noch sein waren. Dort wirst du es einsehen, welch eine Wohlthat es ist, Bürger eines civilisirten Staats zu seyn, und wie weit die Vortheile, die der letztere gewährt, den Druck überwiegen, den man sich um jener willen gefallen lassen muß.

Aus allen bisher angeführten Gründen ist auch jede gewaltthätige Widersetzung gegen die Obrigkeit durchaus unmoralisch, und der rechtschaffene Mann wird sich dieselbe, selbst wenn ihm Unrecht geschehen wäre, schon um des Ganzen willen nicht erlauben. Daß es hin-

gegen jedem frey stehe, mit offen und bescheidenen dargelegten Vernunftgründen einen zu raschen Schritt der Obrigkeit zu hemmen oder zu vereiteln, versteht sich von selbst.

10.

Wer ist ein rechtschaffner Mann?

Dies wären etwa die vorzüglichsten der vollkommenen Pflichten. Wer sich ihre Erfüllung zum festen Gesetze gemacht hat, heißt nach einem höchst bestimmten Sprachgebrauche ein rechtschaffener Mann. Von einem solchen verlangt man keine vorzügliche Klugheit, keinen lebhaften Eifer für die Verbesserung einzelner Culturzweige oder bürgerlicher Verhältnisse, keine Kenntnisse, keinen Geschmack, keinen Hang zur Wohlthätigkeit oder zu zartern menschlichen Gefühlen. Er kann geizig, schmuzig, unordentlich, ein Sodomit, ein Spieler,

ein Trinker seyn; wenn er nur die vollkommenen Pflichten pünctlich übt, und jedem sein Recht erweiset, strenge, zu rechter Zeit, aus freyer Bewegung und ohne Murren, so ist er ein rechtschaffener Mann. Solche meint Jesus, wenn er sagt, es seyen unnütze Knechte, sie hätten nur gethan, was sie zu thun schuldig wären. Daß der Lehrer der Liebe so sprechen mußte, war wohl natürlich; doch wäre wohl zu wünschen, daß es solcher unnützen Knechte recht viele gäbe, denn leider ist derer, die auch das Schuldigste unterlassen, Legion.

II.

Die unvollkommenen Pflichten.

I.

Princip und Gränzen dieser Pflichten.

Mehr als die Pflicht zu thun, kann wohl von keinem erwartet werden, als von solchen, die einer Begeisterung für den großen Plan des Weltschöpfers fähig sind, bey denen also alle kalte Betrachtung des sorgsam bestimmten Gesetzes aufhört, und die sich aus inniger Freude an ihrer Menschheit, mit wahrer Liebe entschließen, alles, was das Gesetz befiehlt, freywillig doppelt und dreyfach zu thun, und die Forderungen des Egoismus denen des allgemeinen Wohls freudig aufzuopfern. Dies

ist der idealische Charakter des Tugendhaften, und das Princip desselben ist laut der Angabe derer, die diese Tugend lehren: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, d. h. laß dir die Beförderung fremden Glücks eben so angelegen als die deines eigenen seyn.

Für den Tugendhaften wäre also eigentlich von Pflichten gar nicht mehr die Rede. Der Lieblingsschüler Jesu setzt auch die Liebe geradezu dem Pflichtgefühl, welches er sehr richtig eine Furcht nennt, entgegen, wenn er sagt: Furcht ist nicht in der Liebe; die wahre Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Auch kann dem Tugendhaften in seinem Eifer für das allgemeine Wohl keine Gränze gezogen werden: genug, daß er das, was er thut, aus herzlicher Liebe thut. Daher der Name der unvollkommenen Pflichten, der wenigstens verräth, daß die Moralisten hier mit ihren Bestimmungen nicht weiter fort gekonnt haben.

Das Unvollkommene liegt offenbar in der

nie zu entscheidenden Gränzbestimmung zwischen dem Gebiet der Klugheits- und dem der Tugendlehre. Hier ist alles so subjectiv, daß jeder einzelne Fall nach andern Gesetzen beurtheilt werden muß. Bey der bekannten Geschichte von der angeblichen Lebensrettung des großen Kurfürsten durch seinen Stallmeister fühlt man allerdings sogleich das Herrliche der Handlung, und hier ist kein Zweifel, daß die Erhaltung eines so wichtigen Hauptes, als der Kurfürst war, mit der Aufopferung eines ganzen Heeres nicht zu theuer erkauft worden wäre. Wie aber, wenn der Stallmeister dasselbe für ein Paar gemeine Knechte gethan hätte? Hier würde die Klugheitslehre unstreitig erst einen Bericht verlangt haben, wie vieler Menschen Leben nach möglicher Berechnung wohl ungefähr so viel werth gewesen wäre, als das jenes Einen. Etwa fünfe? oder sechse? oder sieben? Aber der Enthusiasmus hat keine Schnellwage zum Symbol, und in der Hitze der Schlacht hätte Froben sein Leben

vielleicht eben so entschlossen für einen gemeinen Reiter gelassen, als für seinen Herrn, und mich dünkt, diese Handlung wäre nicht minder edel gewesen.

Da das Leben die Bedingung alles Wirkens und Genießens ist, so wird man auch dem Tugendhaftesten nicht zumuthen können, es für Andere aufzuopfern, wenn nicht durch dieses Opfer ein augenscheinlicher, ganz außerordentlicher Gewinn für das Ganze hervorgeht. Dies ist allerdings der Fall bey dem Soldaten, der sein Leben für das Wohl des Staats aussetzt; es war der Fall bey Jesus, bey Codrus, bey den beiden Spartanern, die nach Herodots Erzählung freywillig nach Susa gingen, dem Xerxes ihre Köpfe anzubieten, und durch dies Opfer von ihrem Vaterlande das Unglück abzuwenden, das ihrer Meinung nach die Götter zur Strafe für die Ermordung der persischen Gesandten über dasselbe verhängt hatten. Es war der Fall bey den Horatiern, dem Ritter Curtius, und Andern. Aber wo

nicht ein so großes Schicksal auf der Wage liegt, da wird auch der edelste Menschenfreund sich nicht anklagen dürfen, wenn die Liebe zum Leben in seiner Seele stärker, als der Wunsch nach Andrer Erhaltung vorspricht. Wenn ein Haufe gutmüthiger Dorfbewohner mitleidig, von der Küste aus, dem Unglück einer gescheiterten Schiffsmannschaft zusieht, ohne daß einer von ihnen das Herz hat, dem Wrack mit einem Boote zu Hülfe zu kommen: wer möchte sie deshalb verdammen? Die Aufopferung des Prinzen Leopold von Braunschweig in der großen Wassersfluth zu Frankfurt an der Oder kann nur in so fern eine edle Handlung heißen, als vorausgesetzt werden muß, der junge Held habe die Gefahr nicht für so groß gehalten, und nur den Kleinmüthigen ein Herz machen wollen, die durch die bloße Möglichkeit eines unglücklichen Erfolgs von der Rettung jener Unglücklichen abgeschreckt wurden. Könnte man annehmen, daß er von der Wahrscheinlichkeit seines To-

des vorher überzeugt gewesen wäre, so würde man nicht umhin können, ihn einen Thoren zu nennen.

Das Beyspiel des Sokrates gehört nicht eigentlich hierher. Er starb nicht für das Ganze, auch nicht aus Liebe für einen Einzelnen, sondern — seinem Ideal zu Gefallen. Von dem Tage an, da er in Athen als Lehrer der Weisheit öffentlich aufgetreten war, hatte er sich vorgenommen, in seinem Leben der Welt ein Kunstwerk vorzuhalten, und so mußte es recht in seinen Plan gehören, das Ganze mit der Märtyrerkrone zu vollenden; ja die Arbeit seines ganzen Lebens wäre vernichtet gewesen, wenn er die Rede des Lysias oder das Anerbieten Kritons hätte annehmen können. Da er bey Entwerfung seines Ideals jede kluge Rücksicht auf specielle Staatsverhältnisse streng verworfen hatte, so möchte man sagen, daß ihm ganz Recht geschehen sey, indem die Gesellschaft selbst, deren nothwendige Ordnungen er verhöhnte, ihn seinen Idea-

alismus mit dem Leben büßen ließ. Wir wollen der Welt, statt mehrerer Idealisten seiner Art, lieber recht viele solcher Weisen wünschen, die ihre Ideale mehr den Culturverhältnissen ihres Volks anpassen, und die Klugheit nicht verschmähen, in den Geist ihrer Zeit willig einzugreifen.

Nächst dem Leben sind uns die Güter des Lebens das Liebste. Es entsteht die Frage: wie viel davon sind wir unsern leidenden Mitbrüdern aufzuopfern verbunden? Alles, was wir entbehren können? Gut, aber wer bestimmt hier die Gränze des Bedürfnisses? Wenn ich mich auch von allem Gelde entblößt hätte, könnte ich nicht etwa noch manches Kleidungsstück entbehren, das z. B. ein Abgebrannter noch nöthiger brauchte als ich? Wäre es nicht vielleicht Pflicht, wenn ich Gesunder eine Flasche Weins hätte, und wüßte, wo jemand traurig läge, ihm dieselbe zu schicken? Aber wenn ich dieser Maxime durchaus consequent handeln wollte, so würde ich

offenbar selbst nicht eher zu einem Tropfen kommen, als bis ein ähnlich gesinnter Tugendhafter, der noch nicht so weit herunter wäre, und mich nun selber traurig liegen sähe, mich mit einem Glase von dem seinigen erquicken müßte. Doch, wir wollen einen ernsthaftern Fall annehmen. Gesetzt, ich hätte arme Verwandte, die nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse befriedigen könnten. Soll ich nun, der ich etwas mehr übrig habe, um ihretwillen mir jedes Vergnügen versagen, das ich ohne sie gewiß genießen würde? Oder gesetzt, ich hätte mir mit saurer Arbeit nach vielen Jahren endlich tausend Thaler verdient, und läse eben, da ich sie auf die Bank bringen wollte, von dem Unglück eines abgebrannten Fleckens. Soll ich nun die Frucht jahrelangen Fleißes hingeben an Menschen, die ich nie gesehen habe? Aber sie sind doch meine Brüder, und sind so unglücklich, und ich könnte zur Noth auch ohne die tausend Thaler vergnügt seyn. Wie kann ich sagen, daß

ich meinen Nächsten liebe, wenn ich in solcher Noth unthätig bleibe, und mich nicht einmal von meinem Ueberflusse trennen will? Beschämt mich nicht jeder Groschen, den ich noch außer dem strengsten Bedürfnisse feig behalte? Und was soll man zu den edeln Männern sagen, die in Pallästen wohnen, und Hunderttausende hinterlassen?

2.

Die Tugend der Mystiker.

Ich will mich doch in der Geschichte umsehen, und hören, was die Erfahrung von der Tugend sagt. Herrlich strahlt mir hier zuerst das Beyspiel Jesu entgegen. Ja hier sehe ich wahre Tugend, eine schön gehaltene, bis ans Ende fortwährende Begeisterung. Aber welch eine Idee, welch ein Zweck beseelte auch diesen Mann! Wie könnte jetzt noch

jemand zu einer solchen Idee kommen? Woher also soll ich jene Begeisterung nehmen, ohne jene Zwecke? Wie kann mein gemeines, einförmiges Leben mich zu solcher poetischen Stimmung erheben, oder mich fortwährend darin erhalten? — Ich sehe ferner die hochberühmten Muster eines Sokrates, Diogenes, Epikur und anderer Weisen des Alterthums. Aber wo zeigt sich in ihrem Leben eine Spur, daß herzliche Liebe für die Menschheit, wie bey Jesu, sie begeistert habe? Sie haben uns durch ihre bewundernswürdigen Aufopferungen gezeigt, welcher Stärke die Vernunft fähig ist; sie wollten die Wahrheit ihrer Systeme durch ihr Leben beweisen, und haben es gethan. Wenn aber Liebe zum Wesen der Tugend gehört, so ist es sehr unschicklich, sie Tugendhafte zu nennen. Nirgends hat sich vielmehr der Egoismus, der Antipode der Tugend, so thätig bewiesen, als in diesen Philosophen. — Weiter betrachte ich die Edlen, die freudig für ihre Lieben das Leben gelassen

haben; die Diener, die für ihre Herren, die Söhne, die für ihre Väter bluteten; die Weiber, die sich selbst zu ihren gefesselten Männern auf den Revolutionskarren drängten, und sie nicht überleben wollten; auch die Damon und Phintias und andere treue Seelen, deren edle Thaten uns zu Thränen rühren. Ja, auch hier ist Tugend, aber von welcher Art? Ist es ein ganzes tugendhaftes Leben, oder nur eine einzelne Handlung, in einer feurigen Aufwallung, in einer Ekstase vollführt? Offenbar das Letztere, daher auch Scenen dieser Art nur in revolutionären oder kriegerischen Zeiten vorfallen, wo das beständig in Unruhe schwankende Gemüth nie zur Besonnenheit kommt, und alle Handlungen nur Ausbrüche eines stürmischen Gefühls sind. Das Leben solcher Tugendhelden würde in ruhigen Zuständen vielleicht die Möglichkeit solcher Ekstasen kaum haben ahnen lassen, und gewiß waren sie im Uebrigen eben so sehr dem Eigennutz, dem Neide, und andern Schwächen unterworfen,

als wir andern. Haben wir diese Ekstasen nicht auch, nur daß sie in unserm einförmigern, ruhigern Leben auch weniger glänzende Handlungen hervorbringen? Was thun wir nicht oft für Personen, für die wir uns lebhaft interessiren! Welcher Entsagungen, Aufopferungen und Anstrengungen sind wir, ihnen zu Liebe, nicht fähig! Und können wir nicht zu eben der Zeit für die ganze übrige Welt kalt, verschlossen und lieblos seyn? Verweigern wir nicht manchmal, während wir uns zu den edelsten Handlungen begeistert fühlen, dem Bettler einen halben Groschen? Kann Tugend so parteyisch seyn?

O weh, wohin führt das! Die Liebe ist allerdings parteyisch, sie wählt sich ihre Gegenstände aus, sie schränkt sich nur auf wenige ein. Wer alle Welt lieben will, liebt keinen recht. Und nun ist das Unglück, daß alle andern, die wir nicht lieben, uns noch weit weniger als gleichgültig bleiben. Da wir uns nicht durch einen innern Drang un-

sers Herzens zu ihnen hingezogen fühlen, so betrachten wir sie bloß mit dem feindseligen egoistischen Auge. Jede ihrer eigenen egoistischen Bestrebungen widert uns an, wir schimpfen sie gemeine Naturen, wir verwahren uns gegen ihren Umgang; und doch sind diese Menschen gerade so edel als wir, nur daß sie uns nicht lieben. Wir helfen ihnen wohl, wenn sie entweder unserer Eigenliebe schmeicheln, oder wenn so etwas in ihren Zügen liegt, das Dankbarkeit verspricht, oder wenn wir glauben, daß die ihnen zu erweisende Güte einen Glanz auf uns werfen könne: aber bey der geringsten Collision mit unsern egoistischen Neigungen sehen wir gleich den Feind in einem solchen, und es ist bloß aus Furcht, daß wir ihn nicht offenbar feindselig behandeln.

Wie wäre es auch anders möglich bey Geschöpfen, deren stärkster Naturtrieb der der Selbsterhaltung war? Macht uns dieser wüthende Trieb nicht schon von Hause aus zu Feinden unserer Gattung? Und kann die fein-

ste Bildung ihn wohl so dicht verhüllen, daß er nicht bey dem ersten Reize in seiner ganzen Kraft hervorbrechen sollte? Wie hat er nicht in Frankreich geraset, als die Schranken der äußeren Zwangsmacht gefallen waren! Und wie würde er augenblicklich auch bey uns zu rasen anfangen, wenn diese Schranken auch hier einstürzten. Im Stande der Ruhe und des Glücks mag man wohl von allgemeiner Menschenliebe träumen, und bey einer vorkommenden Gelegenheit einem Freunde zeigen, daß man aus Liebe zu ihm auch wohl etwas Großes aufopfern könne; nur bilde sich keiner ein, daß er nun über allen Egoismus hinweg sey. Die kleinste Veranlassung wird, ehe er sich dessen versieht, den Neid und den Eigennutz aus ihren Winkeln hervorlocken, und der eingebildete Tugendhafte wird dastehen, wie ein anderer Mensch, und sich seines Traumes schämen müssen.

Könnte die Liebe wirklich ein tugendhaftes Leben als vollendetes Ganzes hervorbringen,

so würden wir die vortrefflichsten Charaktere unter den Dichtern zu suchen haben, deren heißes Gefühl uns die Tugend gewöhnlich mit so bezaubernden Farben zu schildern weiß. Aber hier bewährt sich die Kraft der Tugend gerade am schlechtesten. Zwischen edlen Gedanken und einzelnen glänzenden Ekstasen sehen wir den feindseligsten Egoismus mit allen seinen Attributen, Stolz, Neid, Eigennutz, Rachsucht desto greller hervortreten, so daß man von den meisten sagen möchte: wären sie nicht so tugendhaft, so würden sie moralischer seyn.

Immer besser! Also soll die Tugend wohl gar der Moralität hinderlich seyn? Das wäre wohl möglich. In so fern die Liebe, etwas Poetisches ist, das nicht ohne einen Aufschwung der Phantasie aus dem niedern Gebiete der nackten Wirklichkeit gedacht werden kann; eben diese Wirklichkeit aber der einzige Schauplatz alles moralischen Handelns ist, wird der so hoch Begeisterte nur immer nach Idealen trachten, und sich darüber für die Menschen,

wie sie wirklich sind, die Augen verblenden. Der Arme in Abstracto, wie er ihn im Romane geschildert findet, wird ihn innig rühren: der Arme in der Wirklichkeit ekelt ihn an. Diese Lumpen hatte er sich nicht so schmutzig gedacht; die Worte des Bettlers verrathen auch gar keine Sentimentalität; sie weisen auf eine gemeine Gesinnung, mithin verdient der Mensch kein edleres Schicksal. Der aus Vernunft gute Mensch läßt sich dagegen durch die gemeine Natur des Armen nicht abschrecken, sein erster Gedanke ist vielmehr: wie, wenn du an seiner Stelle wärst? was würdest du da wünschen, daß ein Vorübergehender für dich thäte? und schon ist die kleine Gabe gereicht. Die Liebe ist ferner ein Gefühl, sie erkaltet mithin allmälig, wenn sie sich gar zu wenig belohnt sieht. Schon oft kehrte der Jüngling, der mit dem Enthusiasmus eines Posa ausging, nach einigen verunglückten Versuchen unmuthsvoll und mit dem Entschlusse zurück, nun auch gar nichts mehr

für die Menschen zu thun, weil sie es doch nicht werth wären. Was aber das schlimmste ist, so macht das Gefühl der Liebe zum Guten träge; denn man glaubt sich schon gut, so lange man sich dieses Gefühls bewußt ist, und geht wenig darauf aus, es in Thaten auszudrücken. Ja mit diesem Bewußtseyn im Herzen erlaubt man dem egoistischen Triebe seine liebsten Spiele; man spricht von den Eigenschaften seiner guten Freunde so liebevoll neidisch, man zieht das ungerechte Profitchen so liebevoll eigennützig ein, man umarmt den vortrefflichen Collegen, den man zum Henker wünschte, so liebevoll heuchlerisch, und fühlt vor lauter Liebe selbst nicht, welche Stimme hier eigentlich spricht. — Man wird sagen, das sey eine unächte Liebe; allein man sehe nur recht zu, es ist die eigentliche, ächte, nur mit Schwachheit versetzt. Man findet sie in einem bewundernswürdigen Grade bey demjenigen Geschlechte, dem die Liebe und die Schwäche eigenthümlich sind, bey dem weib-

lichen. Dieselbe Frau, die uns an Tugend ein Engel schien, weil die Liebe aus ihr sprach, erscheint wie ein gemeines Weib, wenn sie am Kaffeetisch unter ihres Gleichen sitzt, und von einer Dritten spricht, und wie ein Teufel ihrem Manne, wenn er der Eifersucht nicht mit der größten Sorgfalt vorzubeugen weiß.

Wie unendlich sicherer als diese Tugendhaftigkeit der Gefühle führt uns die nüchterne Vernunft, die, beständig gewaffnet gegen die heimlichen Ausfälle des Egoismus, unpartheyisch die Personen und Sachen ansieht, wie sie sind, ihre einmal festgesetzte Kette von Ideen durchläuft, und jeden vorkommenden Fall aus ihrem einfachen Princip entscheidet. Die Liebe, die Jesus verlangte, ist nur für Menschen von seinem Berufe; wer in den Verhältnissen unsers bürgerlichen Lebens ihm nachzuahmen suchen wollte, würde oft in einzelnen Fällen von denen, die jener unnütze Knechte schalt, in der Sittlichkeit beschämt werden.

So sollte also die Tugend etwas Unmögliches seyn? Insofern unter diesem Namen ein Charakter verstanden wird, der von allen gefordert werden könne — ja. Einzelne tugendhafte Handlungen sind im Leben jedes Menschen möglich, und kommen auch in allen Ständen häufig genug vor. Will man indessen, wie wir oben immer gethan haben, die durch lange Uebung zur Fertigkeit gewordene Gewohnheit, immer nach dem Vernunftprincip zu handeln, Tugend nennen, so ist dagegen nichts einzuwenden. In diesem Falle könnte man dann auch sagen, daß die Tugend lehrbar sey, welches von dem Gefühl der Liebe nicht gesagt werden kann, das nur durch eine mystische, religiöse Erziehung zu erzeugen seyn dürfte.

3.

Begriff des guten Menschen.

Was bleibt nun dem Moralisten übrig, wenn die Mystik, die allein die idealische Tugend hervorbringen kann, außerhalb des Gebiets des Lehrbaren liegt? Ich denke, sein erstes Geschäft wird seyn, in der Vernunft seines Zöglings die moralische Ideenreihe festzustellen, ohne deren Zuverlässigkeit die Mystik, im Fall sie ihn einmal ergriffe, ihm leicht den Kopf verwirren könnte; und es dann abzuwarten, was das Gefühl hinzuthun werde. Er lehre ihn daher zuerst sein Leben nach den Vorschriften der Klugheitslehre einrichten, und seine Neigungen nach den Grundsätzen der Rechtschaffenheit beschränken; weil aber der Rechtschaffene nur negative Pflichten hat, so wird noch übrig seyn, daß man ihn auch zum guten Menschen bilde, und das wird dadurch

geschehen können, daß man ihn auffordert, nicht bloß die Harmonie des allgemeinen Wohlseyns nicht zu stören, sondern sie auch zu befördern. Das Ergreifen eines Amts, das Streben nach immer wichtigern Wirkungskreisen, das Forschen nach nützlichen Entdeckungen darf die Moral nicht erst empfehlen, denn dafür werden die durch die Klugheitslehre geleiteten Neigungen schon sorgen. Es ist hier nur die Rede von dem Betragen in unsern verschiedenen Verhältnissen, und hier ist das Princip: Befördere aus allen Kräften das Wohlseyn deines Nächsten. Verlangt man ein Merkmal, woran man das wahre Wohl des Nächsten erkennen könne, so ist die Lehre die: Thue jedem, was du in seiner Lage von Andern zu empfangen wünschen würdest.

Die Pflichten, welche aus diesem Princip herfließen, sind nicht so unvollkommen, sondern lassen sich ziemlich genau bestimmen. Ich habe nicht nöthig, den Einwohnern einer abgebrannten Stadt mein ganzes Vermögen

zu schenken; denn wenn ich selbst zu diesen Unglücklichen gehörte, so würde ich den unbilligen Wunsch nicht haben, daß ein Einzelner sich so über Gebühr aufopfern möchte; ich würde vielmehr nur wünschen können, daß von allen den Tausenden, die von dem Unglück hörten, ein jeder nach seinen Kräften so viel hergäbe, daß durch die Summe sämmtlicher Wohlthaten mein und meiner Mitbürger Unglück gemildert würde. Dasselbe ist der Fall mit dem Weine, den ich den Kranken schicken soll. Die Summe aller armen Kranken kann ja nicht verlangen, daß jeder, der nur eine Flasche besitzt, sich dieser berauben solle; sondern daß die Summe aller Reichen nach Verhältniß ihres Vorraths so viel zusammenbringen möchte, als nöthig wäre, jedem einen kleinen Labetrunk zu gewähren. Wirklich handeln auch alle wohlthätigen Menschen nach einem dunklen Gefühle dieser Maxime, und man hört wohl manchen redlichen Bürgersmann bey seiner kleinen Gabe sagen:

Wenn nur ein Jeder nach seinem Vermögen so viel giebt, so wird es keine Noth haben.

Das positive Gute, welches jemand seinen Nebenmenschen erweisen kann, ist nur von zwiefacher Art. Entweder erhöht er ihre Glückseligkeit, oder er befördert ihre Sittlichkeit. Von beiden Pflichten wollen wir jetzt noch näher sprechen.

4.

Erhöhung fremder Glückseligkeit.

So wie ich wünsche, daß recht viele Menschen sich für mein Glück interessiren möchten, so muß ich ja wohl billig auch darauf bedacht seyn, das Wohlseyn recht vieler Andern zu befördern. Dies räth mir schon die Klugheitslehre, da kein gewisseres Mittel ist, sich die Liebe der Menschen zu erwerben, als indem man ihnen Gutes erzeigt. Allein selbst

in solchen Fällen, wo diese schweigt, und kein rückfließender Nutzen für mich aus meiner Wohlthat abzusehen ist, muß jener Grundsatz der Sittenlehre die stärkste verbindende Kraft für mich haben.

Es ist aber bekannt, daß die Erhöhung fremder Glückseligkeit nicht bloß in Geld und andern Gaben bestehe, womit wir etwa der Noth solcher abhelfen, die ärmer als wir sind. Wir sollen überhaupt allen, mit denen wir umgehen, durch unsern Umgang so viel Freude machen, als wir von dem ihrigen zu haben wünschen müssen. Dies verpflichtet uns zu einem gütigen, nachsichtigen, höflichen Betragen gegen Andere; es verpflichtet uns zu einem beständigen Nachdenken, wie wir die Lage derer, die von uns abhangen, immer angenehmer machen könnten; es treibt uns sogar an, jeden, der etwas bey uns sucht, auch wenn wir ihm nicht helfen können, doch wenigstens auf eine liebevolle Art zu entlassen, ihm einen klugen Rath oder einen wirksamen Trostgrund

mitzugeben, u. dgl. Es verpflichtet uns, einen Bittenden gern etwas von unserer Zeit aufzuopfern, und ihm mit unsern Kenntnissen beyzustehen; vor allen Dingen aber seinem feinen Gefühle die Kränkung zu ersparen, es sehen zu müssen, wie beschwerlich er uns sey. Es lehrt uns, Geduld zu haben mit der Schwäche des Alters, mit dem Eigensinn eines Kranken, mit der Eigenliebe eines Verblendeten, der sich in dem Besitz irgend eines Gutes, eines Talents oder einer Idee, deren Nichtigkeit wir einsehen, für unaussprechlich glücklich hält; und mit dem Geschwätz eines Albernen, der es nicht weiß, daß er uns lästig fällt. Es hilft uns für unsere Freunde angenehme Ueberraschungen aussinnen, fröhliche Feste bereiten, und gerade das aussuchen, von dem wir wissen, daß es ihnen die meiste Freude machen werde. Es lehrt uns endlich in unserm Gespräche alles dasjenige vorsichtig vermeiden, womit wir in Andern unangenehme Erinnerungen wecken, oder eine Kenntniß von

Dingen verrathen könnten, die nach dem Wunsche jener auf immer unbekannt bleiben sollten.

Die Frage: Wer ist mein Nächster, ist von Jesu durch die Erzählung von dem barmherzigen Samariter schön beantwortet worden. Der ist es, der keinen näheren zum Helfer hat, als mich. Daraus geht denn auch hervor, auf welche Personen wir unsere wohlthätige Sorgfalt zunächst zu richten haben. Offenbar auf die, deren Schicksal allein von uns abhängt, und nächst diesen auf diejenigen, die durch ehemals uns erwiesene Wohlthaten einen gerechten Anspruch auf unsere Dankbarkeit haben. Was soll man zu einem Manne sagen, der alle Welt zu unterhalten sucht, und seiner Frau keine einzige frohe Stunde macht? Oder zu einem, der Fremden Gutes thut, und sich seiner verlassenen Geschwister nicht annimmt? Man klagt oft über die Zudringlichkeit der Verwandten; allein von wem sollen sie denn eher Hülfe begehren, als von denen, die sie am nächsten kennen? Wiewohl

auch hier die Art, wie, und die Umstände, unter welchen gebeten wird, den Grad unserer Theilnahme höchst verschieden bestimmen werden.

Eben so wenig läßt sich auch im Allgemeinen angeben, wie man sich gegen Wohlthäter zu verhalten habe. Es giebt deren, denen ganz Recht geschiehet, wenn sie mit Undank bezahlt werden. Dies sind nämlich solche, die uns zu ihren Zwecken gebrauchen wollten, und um uns dazu zu gewinnen, uns eine Lockspeise vorwarfen, die sie uns nun, da sie uns nicht mehr gebrauchen können, zur Wohlthat anrechnen. Solche Menschen verdienen unsere ganze Verachtung, und es ist noch Schonung von uns, wenn wir ihnen ihre Schlechtheit nicht laut vorrücken, und ihre Schande öffentlich verbreiten. — Andere, minder strafbar, aber nicht minder eigennützig, erwiesen uns lange Zeit die größte Aufmerksamkeit und Liebe, und leisteten uns in dringenden Fällen die wesentlichste Unterstützung, in

der Absicht, uns dadurch zu einem Gegendienst zu verbinden, der für sie von Wichtigkeit ist, uns hingegen, wenn wir ihn leisten sollten, unser ganzes Glück kosten würde. Von dieser Art sind die Speculationen vieler Frauenzimmer, ja selbst vieler Eltern, denen die Versorgung ihrer geldarmen Töchter Sorge macht. Die Klugheitslehre muß hier zwar billig jeden jungen Mann vor solchen frühen Verbindungen warnen, und die Sittlichkeit kann ihn, wenn er jene Warnungen verachtet, und einem solchen Mädchen durch sein ganzes Betragen gegen sie wirklich Hoffnungen gemacht hat, allerdings verpflichten, sein Wort zu halten; allein wenn er sich redlich bewußt ist, jenen Fehler nicht begangen zu haben, so kann keine Vernunft ihn zwingen, die Liebeserweisungen, die er empfangen hat, gerade mit der Münze zu bezahlen, die man verlangt. Er wird wohl thun, wenn er, um dem Vorwurf der Undankbarkeit zu entgehen, jenen Leuten auf alle Art seine Ergebenheit zu er-

kennen giebt; aber über den durch seine Vereitelung ihre Hauptabsicht erregten Haß darf er sich nicht beunruhigen.

Unter allen unsern Wohlthätern kann wohl Niemand mehr auf unsere Dankbarkeit rechnen, als diejenigen, denen wir das Leben und die Erhaltung desselben in den Tagen unserer unbehülflichen Kindheit verdanken. Das natürliche gesunde Gefühl der ältesten Gesetzgeber hat überall den Undank gegen die Eltern für eins der schwärzesten Laster erklärt, nur die Klügeley verderbter Menschen hat die Nothwendigkeit einer Pflicht, die ihr lästig fiel, siegreich zu bekämpfen geglaubt. Daß meine Eltern mich erzeugt haben, sagt man, kann keinen Dank verdienen, weil sie zunächst diesen Zweck nicht wollten; daß sie mich ernährten, geschah gleichfalls aus Instinct, und machte ihnen herzliches Vergnügen; daß sie mich erzogen, war ihre Pflicht, und es wäre abscheulich von ihnen gewesen, wenn sie es nicht gethan hätten. Auf diese Rede würde

ein Vater im gerechten Zorn erwiedern dürfen: „Ja, Undankbarer, dich von unserer Armuth kümmerlich mit zu ernähren, war unser Vergnügen; denn wir sahen einen unschuldigen Säugling in dir, der es nicht verdient hatte, hülflos zu verschmachten. Hätten wir damals deine Treulosigkeit und dein schlechtes Herz im Keime erkennen können, ich selber hätte dich vielleicht von deiner Mutter Brust gerissen und dem Findelhause übergeben, damit du nie erfahren hättest, was Elternliebe sey. Es war unsere Pflicht, dich zu erziehen; allein wir thaten es in der Hoffnung, uns eine Stütze im Alter zu bereiten. Hätten wir damals wissen können, daß du es uns mit Undank vergelten würdest, so würde kein Mensch es abscheulich gefunden haben, wenn wir dich deinem bösen Schicksal überlassen hätten. Wer die Natter gekannt hätte, der hätte sie nicht in den Busen gesteckt. Bösewicht, der du gestehst, daß wir aus Liebe alles für dich gethan haben, fühlst

du denn nicht, daß man nichts boshafteres thun kann, als Liebe mit Kälte und Verachtung bezahlen?"

Auch der Fall kann kommen, daß ein braver Sohn mit dem besten Willen es nicht über sich gewinnen kann, seine wirklich schlechten Eltern zu achten und zu lieben. Was soll er thun? Gefühle kann man nicht erzwingen; was geliebt werden soll, muß liebenswürdig seyn; wen man achten soll, der muß Vorzüge des Geistes und des Charakters besitzen. Es bleibt hier nichts übrig, als den Eltern diejenigen Liebesdienste zu erweisen, die sie verlangen, jede Klage über unsern Ungehorsam abzuschneiden, in unbedeutenden Streitfällen ihnen nachzugeben, in wichtigern mit Festigkeit die Rechte der Vernunft durchzusetzen, dabey aber alle Erbitterung zu verhüten, und es ihnen überall begreiflich zu machen, daß man nicht aus Stolz oder Eigensinn so strenge gegen sie verfahre. Gute Jünglinge haben hier eine schöne Gelegenheit,

sich in der Geduld und Selbstverleugnung zu üben. Wie schwer es auch seyn mag, eine für richtig erkannte Meinung gegen eine uns verkehrt scheinende aufzugeben, so bringt es dafür auch ein schönes Lob, wenn man aus freywilliger Achtung auch die wunderlichen Eigenheiten unverständiger Eltern ohne Murren zu ertragen weiß.

Sich seiner Eltern zu schämen, wird gemeinhin für ein Zeichen eines schlechten Herzens gehalten; allein ich sollte meinen, daß eine gewisse Art dieser Scham auch wohl die Frucht einer sehr edeln Gesinnung seyn könnte. Wenn z. B. mein Vater, ein Mann von niedriger Herkunft, mich plötzlich in einer Gesellschaft gebildeter Männer und vornehmer Frauen überraschte, und ohne das mindeste Schicklichkeitsgefühl seine Ansprüche an mich mit derselben Rücksichtslosigkeit geltend machte, als wären wir allein; wenn dann seine schlechte Kleidung, seine gemeinen Sitten, sein unanständiges Gespräch die Gesellschaft

zum heimlichen Gespött oder gar zum Widerwillen bewegte: mit welcher Empfindung könnte ich das wohl ansehen? Heißt das sich seiner Eltern schämen, dieses Empörtwerden, wenn man sie der Verachtung Preis gegeben sieht, und schweigen muß, weil man sie nicht retten kann, sie, die man so gern recht von Herzen ehren und lieben möchte? Gewöhnlich werfen Eltern, die sich in diesem Falle befinden, ihren besser erzogenen Kindern dies sogenannte Schämen vor, und nehmen es sehr übel, wenn sie von denselben nicht recht laut als ihre Eltern vorgestellt werden, natürlich weil dies ihrer Eitelkeit am meisten schmeicheln würde. Aber wenn sie Einsicht genug hätten, so würden sie das Zartgefühl ihrer Kinder vielmehr ehren müssen, das ihnen den fatalen Contrast gern ersparen möchte, den sie so eifrig suchen. Auch dies ist ein Verhältniß, welches viel Geduld und Klugheit erfordert; denn die Aufgabe ist, so seiner Gefühle Meister zu bleiben, daß man

weder an der Liebe der Eltern noch an der Achtung der Fremden verliert.

Auch diejenige Art von Scham, da man den niedrigen Stand seiner Eltern im Umgange mit Vornehmeren verleugnet, (abgesehen davon, daß die Lüge allerdings tadelhaft ist,) kann in vielen Fällen wohl mehr auf einem Mißtrauen in die Vernunft der Andern, als auf eigener Unvernunft beruhen. Allein wenn auch von Seiten der Sittlichkeit nichts dagegen zu sagen wäre, so muß doch die Klugheitslehre diese Scham ganz verwerfen. Einmal kann man nämlich doch nicht wissen, wie der Betrug entdeckt werden könne, und dann hat man sich selbst verächtlich gemacht. Ferner aber macht es uns ja weit mehr Ehre, von einer niedern Stufe zu dem Range der Gebildeten empor gestiegen, als schon durch die bloße Geburt in denselben versetzt zu seyn. Fürchten wir aber im Ernste, durch die Entdeckung unserer niedrigen Geburt in den Augen der Höheren zu verlieren, so wäre ja das

ein böser Beweis, daß wir die bisher von ihnen erhaltene Achtung mehr einem Irrthum, als unserm eigenen Verdienste züschrieben. Wirklich findet sich auch dies Gefühl bey solchen am lebhaftesten, die ihre Erhebung in einen höheren Stand mehr dem blinden Glücke als eigener geistiger Anstrengung verdanken.

Ich komme jetzt zu den übrigen Wohlthätern, denen Freude zu machen eine der nächsten Pflichten des guten Menschen ist. Die häufigen Klagen über Undank zeigen, wie wenig diese Pflicht geachtet wird. Dies beruht nicht selten auf einer falschen Scham, zu der uns das Betragen mancher Wohlthäter selber Anlaß giebt. Diese können oft, unverständigen Eltern gleich, die alten Verhältnisse nicht vergessen, in denen sie ehemals mit uns standen, denen wir aber längst entwachsen sind. Wir würden herzlich gern einem alten Bürger, der uns in unsern Schuljahren einen Freytisch gab, jeden billigen Gegendienst erweisen,

aber der Mann verlangt mehr; er will unsere Freundschaft, unsern Umgang; wir sollen noch immer den Patron in ihm ehren, und das wird uns jetzt doch gar zu peinlich. Andererseits aber sollten wir doch auch bedenken, wie schwer wir einen guten Mann durch unser Vergessen kränken, der uns einmal lieb gewonnen, der vielleicht einst seine herzliche Freude an uns hatte, und dessen Liebe doch wohl eine Gegenliebe verdient hätte. Es ist doch hart, gerade von denen vergessen zu werden, in deren Herzen wir uns eben ein recht festes Gedächtniß hatten stiften wollen. Verlornes Geld schmerzt, aber verlorne Wohlthaten noch weit mehr; wir würden uns doch auch betrüben, wenn es uns so ginge. Also —! Es wird ja wohl ein Mittelweg zu finden seyn zwischen schweigendem Stolz und selbstbeschämender Demüthigung. Und wie schön sind die Geschichten zu lesen von Fürsten, die sich nach ihrer Erhöhung derer dankbar erinnert haben, die ihnen vorher im

Stande ihrer Erniedrigung Gutes erwiesen hatten.

Daß Eltern das Wohl ihrer Kinder auf alle Weise zu befördern haben, darf man ihnen wohl nicht erst als eine Pflicht vorhalten. Eher sollte man untersuchen, wie weit sich diese Sorge erstrecken dürfe. Namentlich kommt hierbey die Frage in Anschlag: Darf der Vater die Lebensart seines Sohnes bestimmen? Die vorsichtigste Antwort darauf scheint mir die: Wenn der Sohn sich nicht selbst aus vernünftigen Gründen für ein Fach entscheiden kann, ja. Ein kluger Vater wird allerdings seinem Sohne von Kindheit an Gelegenheit zu verschaffen suchen, die verschiedenen Gewerbe der Menschen kennen zu lernen, und entweder sein eigenes Beyspiel oder lebhafte Empfehlungen dieser oder jener Lebensart werden der Neigung des heranwachsenden Knaben allmälig von selbst eine bestimmte Richtung geben. Einer solchen Neigung schnurstracks zu widersprechen, wäre

allerdings hart; aber in dringenden Fällen, wo des Vaters Vernunftgründe überwiegend sind, wird er kein Bedenken tragen dürfen, dem Sohne eine Zeitlang Gewalt anzuthun. Eine Zeitlang, sage ich; denn lange wird ohnehin die schmerzliche Empfindung des Zwanges nicht währen, wenn die milde Kraft der Gewohnheit erst das Fremde leicht gemacht hat. Treten denn nicht die meisten Menschen gezwungen in ihre Bahn, und gewinnt der arme Waisenknabe nicht mit der Zeit das schwierigste Handwerk lieb, wenn er sieht, daß es ihn ernährt, und daß er nun in keinem andern so gut mehr fortkommen würde?

Zum Schlusse noch ein Paar Worte über die Frage, ob man auch seinen Feinden Gutes thun solle. Auf jeden Fall ist es eine höchst unnatürliche Forderung, so unnatürlich, daß der, welcher sie wirklich erfüllte, sich dem Verdachte aussetzen würde, es aus Furcht oder aus Affectation gethan zu haben. Um besonders diesem letztern auszuwei-

chen, würde ich sagen: „Ueberlaß das An„dern, die ihm näher sind, und übe du „deinen Wohlthätigkeitshang an solchen, bey „denen du es ohne diese Besorgniß thun „kannst." Freilich, wenn der Fall so dringend wäre, wie bey dem Hirten in der Fabel, der am Rande eines Abgrunds eingeschlafen war, da wäre es ein Anders. Aber dergleichen Fälle möchten wenig vorkommen. Das versteht sich übrigens von selbst, daß, wenn seinen Feind lieben so viel heißt, als ihm trotz seiner Angriffe auf uns die strengste Gerechtigkeit erweisen, und alle Nachsucht unterdrücken, die Feindesliebe eines der ersten Gebote der Vernunft ist, und nicht bloß dem guten, sondern schon dem rechtschaffenen Manne obliegt. Sind doch von Hause aus alle Menschen unsere Feinde, wie oben oft genug gesagt ist; so daß die Moral recht eigentlich den Zweck hat, uns mit allen unsern Feinden auszugleichen, und aller Fehde ein Ende zu machen. Diejeni-

gen, die wir ausschließlich unsere Feinde nennen, sind folglich nur dem Grade nach von denen verschieden, mit welchen wir in Ruhe leben. Käme mir der Fall, daß einer von denen, die mich vorzüglich heftig verfolgt hätten, in einen sehr hülflosen Zustand geriethe, und sein Elend jammerte mich so, daß ich mich bewegt fühlte, ihm eine Unterstützung zu reichen, so würde ich dies wenigstens sehr heimlich thun, um sein Gefühl durch die Beschämung nicht noch schmerzlicher zu verwunden.

5.

Beförderung fremder Sittlichkeit.

Es ist die Frage, ob ein Staatsminister mehr für das allgemeine Beste thun könne, als ein braver Vater, der dem Staate sechs vollkommen rechtschaffene Männer erzogen hat,

von denen zu erwarten steht, daß jeder wiederum so viel Sprößlinge derselben Zucht hinterlassen werde. Und was kann nicht erst ein Lehrer thun, von dessen Händen Hunderte von biegsamen Kinderseelen ihre Bildung erhalten, und dessen Beyspiel oft mit einer begeisternden Kraft, weit mehr als die Lehren der Eltern wirkt. Welchen Einfluß der Charakter eines allgeschätzten Vorstehers auf ein ganzes Collegium, ja der eines hochachtungswürdigen Königs auf die Sittlichkeit eines ganzen Landes habe, ist bekannt. Welche Aufforderung für den edlen Ehrgeiz, auch von dieser Seite sein Licht leuchten zu lassen! Es ist aber nicht genug, daß wir durch unser eigenes Betragen selbst das Muster geben; wir können mehr thun, wir können durch freywilliges Eingreifen in die Handlungen Anderer, so weit uns dasselbe erlaubt ist, mancher Unsittlichkeit vorbeugen, manche in ihren Folgen unschädlicher machen. Steht uns dabey die Furcht vor dem Hasse der Men-

schen im Wege, so unterstützt uns auf der andern Seite nicht selten der Beyfall der Uebrigen, die durch die Anomalien eines schlechten Menschen, insofern sie eine Störung der allgemeinen moralischen Harmonie verursachen, gleich heftig beleidigt wurden. Wo es also in unsern Kräften steht, Böses von Andern zu verhindern, eine verborgene Unsittlichkeit ans Licht zu ziehen, oder die Bestrafung eines Ordnungstörers zu bewirken, da ist es unsere Pflicht, es zu thun; denn je mehr Böses wir aus der Welt wegschaffen, desto mehr befördern wir die allgemeine Harmonie, und desto verdienter machen wir uns um die Gesellschaft. Wer etwas Böses weiß, und es aus Furcht verschweigt, der sage nicht, daß er die allgemeine Wohlfahrt liebe, und daß er ein guter Mensch sey. In Fällen, wo die unmittelbare Entdeckung Gefahr bringen könnte, suche man wenigstens mittelbar alles zu thun, was sie auf irgend eine Weise befördern kann.

Am eifrigsten aber laßt uns diese Pflicht

da üben, wo wir mit voller Autorität schalten können, als Oberhäupter gegen unsere Untergebenen, als Lehrer gegen unsere Schüler, als Meister gegen unsere Lehrlinge und Gesellen, als Hauswirthe über unser Gesinde; als Väter gegen unsere Kinder. Das ist der wahre Herr, in dessen Nähe keiner, der von ihm abhängt, etwas unrechtes zu thun, ja nur zu sprechen wagt. Man sehe hier beyläufig die merkwürdige Natur des Gefühles, welches wir Achtung nennen. Es ist schon oft gesagt worden, daß dasselbe aus Lust und Unlust gemischt sey; aber woher dies komme, hat nicht jeder untersucht. Offenbar daher, weil wir von der einen Seite die strenge Sittlichkeit des achtungswerthen Mannes lieben, insofern wir ihr so sicher vertrauen dürfen, und von der andern sie fürchten, insofern wir bey einer etwanigen egoistischen Versuchung weder Unterstützung noch Entschädigung von ihm zu erwarten haben.

In keinem Verhältnisse liegt uns die Pflicht,

fremde Sittlichkeit zu befördern, so sehr ob, als in dem der Lehrer oder der Eltern. Die letztern besonders sind für die Moralität ihrer Kinder so streng verantwortlich, daß, wenn aus einem Knaben, der bis in sein vierzehntes Jahr im väterlichen Hause erzogen worden ist, ein schlechter Mensch wird, die Eltern desselben ohne alle Weigerung die Schuld tragen müssen. Wer die Schwäche haben kann, einen bemerkten Fehler seines Kindes unbestraft zu lassen, und ihm einen einzigen Befehl umsonst zu geben, der sollte seine Kinder lieber einer öffentlichen Anstalt zur Erziehung überlassen; denn nichts ist gewisser, als daß sie unter seinen Augen entweder ganz verwildern, oder zu eben so charakterlosen Schwächlingen heranwachsen werden, als er selbst ist. Ein jesuitischer Gehorsam muß die erste Tugend solcher Kinder seyn, die in der Folge kräftige Männer werden sollen. Der kleinste Befehl, ja ein Augenwink des Vaters muß prompt in Erfüllung gehen, und, ist er einmal ausge-

sprochen, unwiderruflich seyn. Das kleinste Zögern muß schon bestraft werden, und der Gedanke, als ob es mit dem Befehle vielleicht nicht viel auf sich habe, im Kopfe selbst des zweyjährigen Kindes schon ganz unmöglich seyn. Es ist aller Erfahrung zuwider, daß die Strenge der Eltern Sclavenseelen erzeuge. Waren Luther, waren Kalvin Sclavenseelen? Beide erzählen uns selbst, wie hart sie in ihrer Jugend behandelt worden seyen, und beide dankten es noch im Grabe ihren Vätern. Dasselbe hört man auch jetzt noch oft von ähnlich erzogenen Söhnen; wenn aber hat man je einen verwilderten, ohne Zaum und Gebiß aufgewachsenen Menschen seinen Eltern freudig rühmend nachrufen hören: „Das danke ich ihnen, die mich so strenge dazu angehalten haben!“? Die Mütter wollen doch so gern von ihren Kindern geliebt seyn. Nun wohlan, sie werden es desto mehr seyn, je strenger sie gegen dieselben sind, mit der gehörigen Consequenz, versteht sich. Eine Liebkosung, ein

verdientes Lob von einer strengen Mutter erregt in dem gehorsamen Kinde ein inniges Entzücken, dagegen das gelinde behandelte nach der Mutter nicht anders fragt, als wenn es etwas von ihr haben will. Auch die strengeren Lehrer sind in der Regel die geliebteren.

Eine abgeschmackte Frage ist es, ob man Kinder schlagen dürfe. Auf welchem andern Wege will man denn vernunftlose Geschöpfe zwingen, gewisse nothwendige Vorstellungen, die ihnen geläufig werden sollen, festzuhalten, als auf dem Wege der Furcht? Kein Weg führt nicht nur so schnell und so unausbleiblich dahin, als dieser, sondern er ist sogar bis zu einem gewissen Alter der einzig mögliche. Man sehe doch, welche Wunder dies Verfahren bey den Thieren wirkt. Der klügste Hund würde in seinem Leben nicht die Vorstellung festhalten, daß er bey der Rebhünerjagd erst gebückt und leise hinzuschleichen, dann sich tief ins Gras niederducken, und nachdem der Schuß über ihn hingeflo-

gen, rasch den verwundet herumflatternden Vögeln nachstürzen müsse: wenn ihm nicht diese Vorstellung unter beständiger Furcht vor dem Stocke so tief eingeprägt worden wäre. So wiegt auch bey dem vernunftlosen Kinde ein einziger Hieb eine ganze Reihe von Demonstrationen auf, und je empfindlicher er war, desto länger wird der Vater in ähnlichen Fällen mit einer bloßen Miene ausreichen können, die sich auf jenen Hieb bezieht. Ueberhaupt kann man sich vielen Aerger und manche Gewaltthätigkeit ersparen, wenn man sich in seinem ernsten Tone nur immer gleich bleibt. Eltern, die heut die Affen ihrer Kinder sind, und morgen, wenn ihnen der Kopf nicht recht steht, einmal den Orbil spielen wollen, peinigen die Kinder ohne Noth, machen sie am Guten irre, und flößen ihnen eine Tücke ein, deren häßliche Folgen sie gewöhnlich selbst am meisten erfahren müssen. Unsere Großväter hatten eine treffliche Maxime, die leider ganz in Vergessenheit geräth,

nämlich die: ein Vater müsse seine Kinder niemals merken lassen, wie zärtlich er sie liebe. Das müssen sie den Müttern überlassen, die ohnehin dazu bestimmt zu seyn scheinen, das Opfer und Spiel ihrer Kinder zu werden. Will der Mann schmeicheln und küssen, so mag er seine Frau dazu nehmen.

In keiner Periode der Erziehung muß der Vater aufmerksamer auf die Gewöhnung seines Kindes seyn, als in den sechs ersten Lebensjahren. Bis dahin muß die Furcht das herrschende Motiv aller Handlungen des Kindes seyn. Kein Auftrag darf anders als in dem Tone einer unwiderruflichen Nothwendigkeit gegeben werden, ums Himmels Willen nicht bittweise, als ob man etwas dem Belieben des kleinen Geschöpfs anheim stelle, und als wenn es nur aus Gefälligkeit für die Neigung des Vaters geschehen solle. Kann man erst mit ihm sprechen, so mag man wohl zuweilen mit wenig Worten hinzufügen, warum es geschehen müsse, aber doch immer erst nach-

dem der Befehl schon aufs bloße Wort vollzogen ist. Ein Kind, das nach dem sechsten Jahre noch keine Fertigkeit in allen guten Gewohnheiten hat, die innerhalb seiner Sphäre liegen, ist schon sehr verwahrloset, und muß in eine ganz andere Zucht gebracht werden, wenn noch etwas aus ihm werden soll. Ist es aber in diesem Alter schon gehörig geübt und im Gehorsam völlig befestigt, so wird es nachher nie wieder der Ruthe bedürfen, wenn nur der ernste Ton des Vaters sich gleich bleibt.

Fremde Sittlichkeit zu befördern ist uns schon in einem frühen Alter möglich. Gute Knaben erinnern sich oft gegenseitig, wenn sie etwas Unrechtes an einander wahrnehmen; sie ermahnen, warnen, rathen, bitten, und gewöhnlich mit glücklichem Erfolg, denn von lieben Freunden nimmt man williger und uneingenommener etwas an, als von Vorgesetzten. Sehr wohl berechnet sind daher auch die vielen Ermahnungen der Apostel Jesu an ihre

Gemeinen, zur gegenseitigen Unterstützung im Guten, und auch wir wollen uns die Worte Pauli an die Galater gesagt seyn lassen: Lieben Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihr geistlich seyd.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich,

Der neue Macchiavell eine praktische Moral für die Ungläubigen

Hamburg 1804

Ph.pr. 792
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041203-0